

Programm

des

Stadtgymnasiums zu Stettin

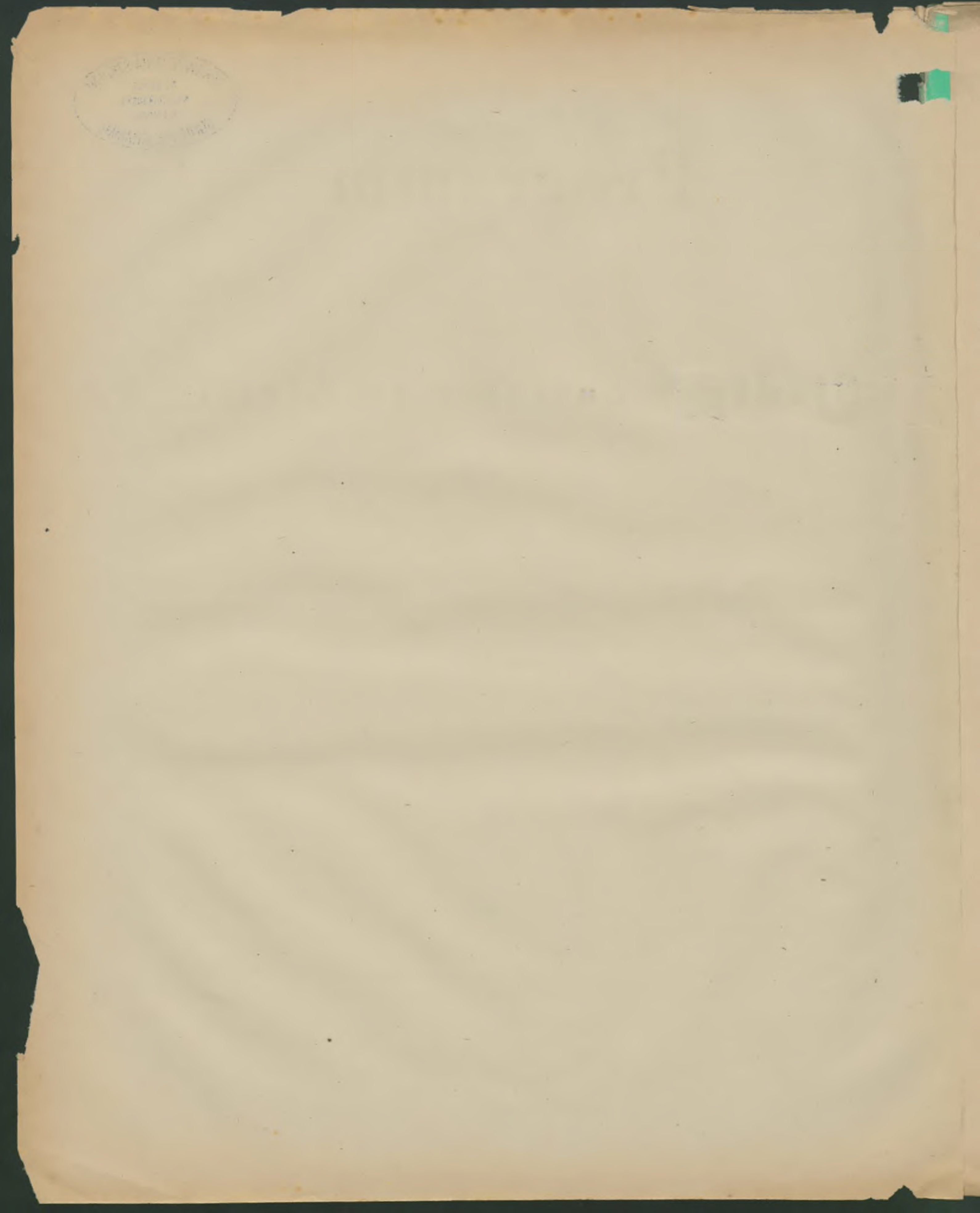
Ostern 1878.

Inhalt:

Stettin 1878.

Druck von Herrcke & Lebeling.

1878. Progr. No. 111.



Mittheilungen aus dem deutschen Unterricht in der Prima.

Die Mittheilungen aus dem deutschen Unterrichte in der Prima umfassen ausschliesslich die Veröffentlichung der Ausarbeitungen zu den Themen der deutschen Aufsätze, welche die Schüler der Unterprima unseres Gymnasiums in der Zeit von Ostern 1876 bis Michaelis 1877 unter meiner Leitung angefertigt haben. Das Programm schliesst sich einem ähnlichen vom Jahre 1871 an, in welchem ich eine Reihe der in Tertia behandelten Aufsätze veröffentlichte. Durch diese weiteren Mittheilungen hoffe ich nicht blos auf Theilnahme bei den Fachgenossen rechnen zu dürfen, sondern auch bei den Gebildeten, welche für diesen Unterrichtsgegenstand Interesse haben; dies letztere um so mehr, als durch die Landtagsverhandlungen vom November vorigen Jahres der Unterricht im deutschen Aufsatz gewissermassen populär geworden ist.

Es ist in den meisten Programmen beliebt, unter den Schulnachrichten die Aufsatzthemen abzudrucken, welche die Schüler der oberen Klassen bearbeitet haben. Jedoch, wie es sich auch in den Debatten im Abgeordnetenhause herausstellte, geben diese allein zu wenig Aufschluss über das, was der Lehrer gewollt, und was dem Schüler zugemuthet; sie schliessen sich oft so eng an den Klassenunterricht an oder liegen so fern von ihm ab, dass selbst Fachlehrer in der richtigen Beurtheilung derselben irre werden. Das Stadtgymnasium hat sich dieser Sitte nicht gefügt, und das mit Recht. Im Folgenden aber denke ich mehr zu bieten, als jene Programme leisten. Denn die Veröffentlichung der Aufsätze selbst wird einen klareren Einblick in die Methode eines Unterrichtsgegenstandes gewähren, der mit jedem Jahre in seiner Bedeutsamkeit steigt.

Ich beabsichtige nicht weiter im Allgemeinen über den Unterricht im deutschen Aufsatz in der Prima zu sprechen, sondern in aller Kürze das, was zum Verständniss der folgenden Mittheilungen nöthig ist, darzulegen.

Die Folge der Aufsätze ist dieselbe, wie sie beim Unterrichte inne gehalten wurde; die Ausarbeitung jedes Aufsatzes war von mir angefertigt, ehe in der Klasse die Besprechung eintrat. Abgesehen von der ethischen Wirkung auf die Schüler, die nicht ausbleiben kann, wenn sie den Lehrer mit ihnen dieselbe Mühe theilen sehen, hatte ich dadurch den doppelten Gewinn, dass ich erstens genau wusste, was ich den Schülern zumuthen durfte, dann aber auch für die Zukunft immer das Material in der Hand hielt, auf das ich in späteren Aufsätzen wieder Bezug nehmen konnte; und wie sehr die Reihe der veröffentlichten Aufsätze in einem innern Zusammenhange stehen, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen.

1

Den Einwand, dass der Lehrer durch die an seine Ausarbeitung gebundene Besprechung die Schüler einenge, indem diese verleitet werden, sich seinen Worten so viel wie möglich anzuschliessen, und dass dadurch die Productivität unterdrückt werde, fürchte ich nicht. Ich lasse den Schülern volle Freiheit und die Tüchtigen unter ihnen machen auch Gebrauch davon; den Schwächeren ist es aber sicher gesunder, der Führung Folge zu leisten, als ohne Führung in der Wüste zu irren. Uebrigens bin ich aber der Ansicht, dass das geistige Produciren erst beginnen soll in späteren Jahren, selbst auf der Universität hat unsere Jugend ihre Aufgabe zu lösen, indem sie sich zumeist receptiv verhält.

Schüler zu geistiger Production auf den Schulen zu treiben, heisst sie überreif und hochmüthig machen. —

Nur seien die Gedanken, welche ihnen zur geistigen Verarbeitung geboten werden, nicht unbedeutend und werthlos. Jeder Aufsatz eröffne ihnen eine Perspective in eine reiche Gedankenwelt und entzünde in ihnen die Lust, dem geistigen Durste früher oder später auf selbstgewähltem Wege Befriedigung zu schaffen. — Dann wird die Reproduction zu freier Production führen und in späteren Jahren werden die Früchte reifen, die zu früh gebrochen die Schüler Schaden nehmen lassen an ihrer Seele.

Den mitgetheilten Aufsätzen wird man, hoffe ich, das ideale Ziel nicht absprechen. Entstanden sind sie aus dem engen Zusammenleben mit den Schülern, deren Ausbildung in der Religion mir gleichfalls anvertraut war.

Dass die Aufsätze nicht zufällig zusammengerafft sind, wird nach der Lectüre weniger in die Augen fallen; in den späteren ist oft wörtlich Bezug genommen auf die voraufgehenden. Die Wissenschaften, welche zumeist den Stoff hergegeben haben, sind Ethik, Aesthetik, Poetik und Geschichte; von den griechischen Klassikern lieferte Homer, von den deutschen Lessing, Goethe, Schiller eine Anzahl Themen. Der Inhalt ist überall derart, dass ihn wohl der Vorwurf nicht treffen wird, als gehöre er nicht vor das Forum der Schüler. Schliesslich bemerke ich noch, dass ich zu jedem Aufsatze wissenschaftliche Hülfsmittel benutzt habe; dieselben im besondern zu citiren, glaubte ich füglich unterlassen zu können, um nicht den Schein einer Werthschätzung zu erwecken, die nicht gewollt ist.

1. Der Geschichtschreiber und der Dichter.

Die Geschichte ist die Darstellung der Entwickelung des Menschengeschlechtes von seinem Anfange bis auf die Gegenwart. Der Geschichtschreiber nimmt also den Stoff zur Lösung seiner Aufgabe aus der Welt der Erscheinungen; die Handlungen zahlloser Individuen der vergangenen Zeiten hat er im Zusammenhange zu berichten, wie sie ihr Leben verbracht in Freud und Leid, in Zwietracht und Frieden, in Beglückung und Verfolgung.

Der Dichter berichtet zwar auch menschliche Handlungen und führt mannigfache Personen in seinen Poesien vor, aber diese sind nicht genommen aus der Welt der Erscheinungen, sondern aus der Welt der Phantasie; seine Personen sind also nicht wirkliche Einzelwesen, sondern Ideale, welche er durch seine Einbildungskraft aus der Beobachtung der Sinnenwelt geschaffen hat und zwar so: er betrachtet ein Individuum in einer Reihe von Situationen, fasst in seinem Kopfe das Wesentliche und Charakteristische dieser Erscheinungen zusammen und gestaltet es zu einem Bilde. Das ist das Ideal der beobachteten Person. Je mehr nun der

Dichter Individuen derselben Gattung oder gleicher Willensbestrebungen in ihren verschiedenen Situationen betrachtet, um so vollkommener wird sich das Ideal dieser Wesen in seiner Phantasie formen. Aus dem Verkehr mit Schiffern, Bauern, Handwerkern schafft der Künstler das Ideal des Schiffers, Bauern, Handwerkers; aus der Beobachtung von Kriegern und Gelehrten gewinnt er die Ideale dieser Menschenklassen. —

Es verhält sich demnach das Ideal zur Wirklichkeit, wie das Allgemeine zum Besonderen, wie das Ewige zum Vergänglichen, wie das Wesentliche zum Zufälligen. Mit Recht können wir daher sagen, der Dichter lässt nicht wie der Historiker Personen dieser oder jener Zeit handelnd auftreten, sondern seine Personen gehören allen Zeiten an, und wenn er auch oft seinen idealen Gestalten Namen wirklicher Individuen gibt und manche Eigenschaften und Thaten derselben aus der sinnlichen Welt entlehnt, so dürfen wir uns nicht irre leiten lassen, diese dichterischen Persönlichkeiten mit den wirklichen zu identificiren oder gar den Dichter aus der Weltgeschichte verbessern zu wollen. Wer Schillers Jungfrau von Orleans oder Wallenstein für historische Personen nimmt und in den Dramen des Dichters dialogisirte Weltgeschichte sieht, gesteht damit, dass er von dem Unterschiede der Geschichte und der Poesie kein Verständniss hat. —

Sind nun in der Geschichte und Poesie die Personen verschieden, wie Reales und Ideales, so ist doch in beiden die Art des Handelns der Personen dieselbe. Hier wie dort handeln die Menschen nach Motiven. Daraus ergiebt sich eine bestimmte Form der Darstellung für den Historiker wie für den Dichter, dass nämlich der Verlauf und die Reihe der dargestellten Handlungen erfolgen muss nach dem Gesetze der Causalität. Denn Handlungen werden uns nur verständlich, wenn wir sie aus ihren Gründen zu erklären vermögen.

Dem Historiker wird es jedoch vielfach unmöglich sein, die Motive der handelnden Personen anzugeben, weil sie als innere Bewegungen meist gar nicht erkannt werden können; bei mangelhaften Quellen wird er zudem oft ganze Reihen von Handlungen nicht berichten können. Die Weltgeschichte leidet mithin stets an Unvollkommenheiten. Da nun die menschliche Neigung gross ist, das Fehlende durch eigene Phantasie zu ersetzen, so ist die Gefahr nur allzu nahe, dass die historische Treue vom Erzähler verletzt wird.

Anders der Dichter; er zeichnet die Charaktere seiner Personen klar und scharf, und indem er dieselben nach deutlich erkennbaren Motiven handeln lässt, bringt er die Handlungen mit den Chaarkteren in vollkommene Harmonie. Auf diese Weise gelingt es ihm, unsern Geschmack anzuregen und in uns die Vorstellung der Schönheit zu erzeugen. —

Aus dem Gesagten erhellt, dass die Ziele beider durchaus verschieden sind. Dem Historiker kommt es darauf an, das Wissen des wirklich Geschehenen in uns zu vermehren und die Erkenntniss der Weltereignisse zu ermöglichen. Da jedoch alles Einzelne zu berichten, wie zu behalten unmöglich ist, so trifft er eine Auswahl zwischen dem Wichtigen und Unwichtigen, dem Unbedeutenden und Bedeutenden, und ordnet, was ihm wissenswerth scheint, um das Verständniss desselben zu erleichtern, nach höheren Gesichtspunkten in Perioden und Abschnitte: sein oberstes Gesetz ist die Wahrheit.

Der Dichter nimmt seine Personen und ihre Handlungen aus der Welt der Phantasie, um uns zu erfreuen; und damit er dies in rechtem Maasse leiste, beschränkt er sich auf wenige und bedeutende Handlungen, die nicht lose neben einander gereiht, sondern in engem Zusam-

menhange stehend den Eindruck der Abrundung gewähren und dadurch unserem Geschmack gefallen: sein oberstes Gesetz ist die Schönheit.

Es kann nicht anders sein, als dass der Dichter, wie er seinen Stoff aus einer höheren Welt entnimmt, sich auch für die Darstellung einer gehobenen Sprache bedient; er bindet seine Rede an Versmaass und Reim, oder, wo er diese meidet, deutet er durch kunstvolle Formen, durch Bilderreichthum und Redefiguren an, dass er uns aus der niederen Welt der Wirklichkeit zu erheben beabsichtige.

Der Historiker hingegen wendet die Umgangssprache an, damit wir uns bei der Lectüre wieder und wieder erinnern, dass wir es nicht mit Phantasien, sondern mit wirklichen Ereignissen zu thun haben.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergiebt sich, dass der Geschichtschreiber wesentlich reproductiv ist, d. h., die in der Wirklichkeit gegebenen Ereignisse auffasst, ordnet und zur Darstellung bringt, um die Mitmenschen zu belehren; dass der Dichter aber productiver Künstler ist, welcher Stoff und Form in seiner Phantasie schafft, um die Mitmenschen zu erfreuen.

2. Das Gewissen und der Geschmack.

Jeder Handlung, durch welche wir unseren Mitmenschen Weh zugefügt haben, ist das Gefühl der Pein beigesellt, das sich je nach der Grösse des Wehs steigert zum Gefühl der Angst und zu entsetzlicher Qual, die uns bei auftauchender Erinnerung an jene That das ganze Leben hindurch martern und zur Verzweiflung treiben kann. Umgekehrt ist mit jeder Handlung, durch welche wir das Wohl der Mitmenschen förderten, das Gefühl der Befriedigung verbunden, das sich bis zur höchsten Seligkeit steigern kann. Beide Gefühlszustände sind die Folgen von Urtheilen, die unsere Vernunft fällt: die das Handeln missbilligende Vernunft nennen wir das böse Gewissen, die das Handeln billigende Vernunft das gute Gewissen.

Das Gewissen ist allen Menschen angeboren und macht sich, wie im Kinde, so durch das ganze Leben unter allen Völkern, rohen wie gebildeten, geltend; es kommen auch überall Worte vor, die dasselbe bezeichnen. Der Bereich des Gewissens sind die menschlichen Handlungen, doch nicht nach ihrem äusseren, in die Sinne fallenden Verlauf, sondern nach der Richtung, die dem Willen zum Handeln gegeben wird durch die Erkenntniss, d. h. nach den Motiven. Da diese nun entweder das Wohl der Mitmenschen befördern oder ihnen Wehe bereiten, so sind alle Handlungen in zwei Gruppen zu scheiden, in gute und böse, in moralische und unmoralische.

Es ist klar, dass wir nicht von vornherein wissen können, was gut und bös, was moralisch und unmoralisch ist. Das sittliche Urtheilsvermögen oder Gewissen muss, wie alle menschlichen Kräfte gebildet und gestärkt werden. Da aber der Mensch, ehe er sich bilden lassen will, zu Thaten kräftig, gewaltsam und listig ist und den Mitmenschen gar in seiner Existenz bedroht, so hat von je die menschliche Gesellschaft ein bedeutendes Gewicht auf die moralische Erziehung gelegt. Durch Aufstellung von Sittengesetzen, die mit der steigenden Bilduug immer feiner entwickelt werden, hat sie dem Gewissen den Maassstab geboten, nach dem es über das jedesmalige Handeln zu urtheilen hat. Sich dem Sittengesetze zu unterwerfen, ist Sache des Einzelnen; wer dasselbe verachtet, heisst gewissenlos, wer es mit Zustimmung

befolgt, gewissenhaft. Je mehr Gewissenhaftigkeit, je mehr Freude im Menschen; je grösser die Gewissenlosigkeit, je grösser die Pein der verurtheilenden Vernunft. —

Der Mensch steht nicht bloss handelnd der Aussenwelt gegenüber, er verhält sich zu ihr auch betrachtend; durch seine Sinne nimmt er die Gebilde und Formen auf, welche ihm dieselbe bietet. Geschieht es nun, dass wir solche Eindrücke empfangen, die unseren Sinnen wohlthuend sich in unserm Innern zu einer Harmonie gestalten, dann werden wir von Lustgefühl erfüllt, das sich steigert bis zum seligen Selbstvergessen. Aber nicht jede Farbenzusammenstellung wird in unserer Seele zu einem Bilde, nicht jede Tonreihe zu einer Melodie, viele Eindrücke der Aussenwelt berühren unsere Sinne unangenehm und machen es unmöglich, dass unsere Seele sie zu einer Harmonie verbinde. Wenn uns dies bei ruhiger Betrachtung widerfährt, dann empfinden wir Unlust, die bis zum äussersten Abscheu wachsen kann.

Beide Gefühlszustände sind die Folgen von Urtheilen, die unsere Vernunft fällt. Die die Formen der Sinnenwelt beurtheilende Vernunft nennen wir Geschmack, und das, was dem Geschmack gefällt, heisst schön, was ihm missfällt, hässlich. Der Bereich des Geschmackes ist die weite Sinnenwelt in ihren mannigfachen Gebilden; diese sind für denselben, je nachdem sie sich in der Seele des Betrachtenden zur Harmonie gestalten, schön oder hässlich.

Der Geschmack oder das ästhetische Urtheilsvermögen ist natürlich nur im Keime in jedem Menschen vorhanden und bedarf, um nicht zu verkommen, wie alle Seelenkräfte, der Ausbildung. Diese giebt uns die Kunst. Was nämlich in den Naturgebilden den Zusammenhang der Einzelheiten zur Harmonie hindert, die Masse der Eindrücke und ihr steter Wechsel, räumt der Künstler fort, dadurch, dass er in dem ihm zusagenden Stoffe, sei es in Thon, Erz, Marmor oder in Farben, Tönen und Worten, uns eine Harmonie von Formen bietet, sie in unsere Seele in der Weise aufzunehmen, wie sie sich in seiner Phantasie gestaltet hatte. Nur diejenigen, welche sich dem Künstler gläubig und liebevoll hingeben, werden zur Ausbildung des Geschmackes gelangen; die ihm aber den Rücken wenden, werden geschmacklos bleiben ihr Leben lang. Den Einen wird, wenn sie vom Handeln zur Ruhe kommen, hoher ästhetischer Genuss und selige Freude in der Betrachtung der Natur und der Kunstgegenstände, den Andern entflieht in ihrem Stumpfsinn ungenossen, unempfunden die schöne Seele der Natur.

Gewissen und Geschmack sind also Kräfte unserer Vernunft; das Gewissen oder das sittliche Urtheilsvermögen bezieht sich ausschliesslich auf menschliche Handlungen und zwar nach ihrer innerlichen Seite und scheidet sie in moralische und unmoralische; der Geschmack oder das ästhetische Urtheilsvermögen beurtheilt alle Sinneneindrücke nach ihrer äusseren Gestaltung und scheidet sie in schöne und hässliche. Die Gebiete beider schliessen demnach einander aus.

Da nun der Mensch einerseits Gegenstand der moralischen Beurtheilung sein kann nach den Motiven, die sein Handeln leiten, andrerseits Gegenstand der ästhetischen Beurtheilung nach seiner Erscheinung, so ist es sehr wohl möglich, dass uns dieselbe Person moralisch missfalle und ästhetisch gefalle, und umgekehrt ästhetisch missfalle und moralisch gefalle. Steht der Mensch durch die Motive seines Handelns im Widerspruch mit dem Sittengesetze, so ist er unmoralisch und verletzt unser Gewissen; verbindet sich aber in unserer Seele der Charakter und das Thun desselben Menschen bei der Betrachtung zur Harmonie, so schätzen wir ihn ästhetisch und sehen völlig ab vom Inhalt seiner Handlungen. Die epischen und dramatischen Dichter zwingen uns gar oft, verbrecherische und ruchlose Personen ästhetisch zu beurtheilen und an ihnen Wohlgefallen zu haben.

Wie jedoch an jeden von uns das Gewissen die Mahnung ergehen lässt, moralisch zu handeln, so hat auch der Geschmack unser Handeln so weit zu leiten, dass es schön erscheint: „Jeder hat seine sittliche Fertigkeit in Grazie zu offenbaren."

3. Welche Männer ehrt die Weltgeschichte mit dem Beinamen der Grossen?

Die Weltgeschichte feiert eine Anzahl Männer mit dem Beinamen der Grossen. Dieses Prädikat ist denselben nicht von den Historikern gegeben, sondern von ihren Landsleuten, welche unmittelbar unter den von jenen Männern ausgehenden Wirkungen standen. Dass aber die Historiker aller gebildeten Nationen jene Ehrentitel Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt haben, während welcher die Geschichte dieser Männer wieder und immer wieder geprüft wurde, giebt Zeugniss davon, dass der Glanz derselben noch fortdauert und die Gründe für ihre Verherrlichung noch Geltung haben. Zu diesen Gefeierten rechnen wir den Macedonier Alexander, den Römer Theodosius, den Gothen Theodorich, den Franken Karl, den Angelsachsen Alfred, den Deutschen Otto I., den Russen Peter, den Brandenburger Friedrich Wilhelm und den Preussen Friedrich II.

Es fällt auf, dass unter den genannten kein durch Wissenschaft und Kunst berühmter Name ist; auch die durch ihren moralischen und religiösen Einfluss ausgezeichneten Männer sind nicht in dieser Gruppe; sie sind vielmehr sämmtlich Fürsten, die als solche schon auf der Höhe der Menschheit standen. Aber dies Loos haben sie mit Vielen getheilt, derer die Nachwelt nicht rühmend gedacht hat. Die hohe Stellung verschaffte ihnen nicht den Ehrentitel. Eine genauere Betrachtung ihrer Lebensgeschichten aber ergiebt, dass sie durch gewaltige Kriegsthaten oder Eroberungszüge ihre Reiche aus Unbedeutendheit oder Schwäche emporgehoben, auf Kosten der Nachbarreiche erweitert und das erweiterte Besitzthum bis an ihr Ende glücklich und siegreich behauptet haben. Die Genannten sind also Männer, welche durch die Energie des Willens, durch den Muth in Unternehmungen, durch die Beharrlichkeit in der Ausführung und in der Ueberwindung gewaltiger Hindernisse ihre politischen Absichten erreichten, so dass sie in den Augen der Mitwelt keinen Gleichen unter den Zeitgenossen fanden, und darum, weil unvergleichbar, als gross bezeichnet wurden.

Es giebt zwei Weisen, den handelnden Menschen zu beurtheilen; wir beurtheilen ihn entweder vom moralischen Standpunkte oder vom ästhetischen, nach dem Gewissen oder nach dem Geschmack. Moralisch beurtheilen wir den Menschen, wenn wir auf die Motive seiner Handlungen sehen, ob sie gut sind d. h. das Wohl der Mitmenschen wollen, oder böse d. h. das Weh derselben wollen; ästhetisch beurtheilen wir den Menschen, wenn wir den eigentlichen Verlauf seiner Handlungen betrachten, ob sie schön sind, d. h. durch die Harmonie ihrer Momente die Phantasie angenehm berühren, oder hässlich d. h. durch die Disharmonie unsere Phantasie verletzen.

Da nun dieselben Personen in der moralischen Schätzung uns missfallen und in der ästhetischen sehr anziehend sein können und umgekehrt, so entsteht die Frage, ob die genannten Fürsten als moralische oder ästhetische Grössen gefeiert sind.

Offenbar nicht als moralische Grössen, denn ihr Handeln als Eroberer steht in starkem Widerspruch mit dem Sittengesetze, welches den Gebrauch des Schwertes zur Unterdrückung Anderer durchaus untersagt. Dass sie aber, trotzdem sie viel Blut vergossen, den-

noch die Zeitgenossen und die nachfolgenden Geschlechter gezwungen haben, die moralische Beurtheilung ihrer Handlungen aufzugeben und dieselben rein ästhetisch zu betrachten, zeugt davon, dass sie in ganz eminentem Maasse die menschliche Phantasie angeregt haben.

Es giebt für die menschliche Phantasie kein interessanteres Object als den Menschen, und je anziehender wird das Object, je mehr in ihm die menschliche Natur in ihrer Energie und Kraft zur Erscheinung kommt. Des Menschen innerstes Wesen ist aber Wille. Je kräftiger der Mensch will, desto deutlicher wird seine Natur sichtbar und gefällt den Betrachtenden. Wird ihm nun von Anderen Widerstand geleistet, die auch ihren Willen geltend machen, so entsteht ein Kampf, der desto entzückender ist, je mehr sich in ihm die Energie der Streitenden entfaltet. Der Sieger, welcher die menschliche Natur in ihrer grössten Kraft geoffenbart hat, gewinnt unseren Beifall und gewährt uns hohen ästhetischen Genuss. Der Genuss wächst, wenn der Kampf geführt wird von Menschen, denen zum kräftigen Wollen und zum energischen Handeln die bedeutendsten Mittel zu Gebote stehen, die aber auch damit das Höchste aufs Spiel setzen. Solche Menschen sind die genannten grossen Fürsten, die mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln Kämpfe aufnahmen gegen scheinbar weit mächtigere Feinde und nach wechselndem Glücke unter vielfachen Gefahren in jahrelangen Kriegen schliesslich Sieger eine solche Energie des Wollens bekundeten, dass sie in ihren Zeitgenossen und noch in uns die Vorstellung von Etwas erzeugten, das entweder das menschliche Fassungsvermögen überschreitet oder zu überschreiten droht.

Ihre sämmtlichen Handlungen verbinden sich in unserer Phantasie zu einer schönen Harmonie und zeigen in dieser Einheit eine Kraft so gross, dass gegen dieselbe unsere und aller Menschen Kraft verschwindet; wir gehen über zur Verwunderung und staunen; es fehlt uns die Möglichkeit, jene Fürsten mit andern zu vergleichen, wir nennen sie gross, weil kein Grösserer für den Betrachtenden denkbar ist.

So ist es denn die aus dem Wohlgefallen an der unbesiegten Willenskraft hervorgegangene Bewunderung, welche jenen Männern die ehrende Bezeichnung gegeben hat.

4. Schiller's Wallenstein moralisch und ästhetisch beurtheilt.

Dass Schiller uns in Wallenstein einen Verbrecher vorführen will, gesteht er selbst im Prologe zu seiner Dichtung, ja er hat das Lager im ersten Theile vorgeführt, um das Verbrechen des Helden zu erklären. Wallenstein hat ein Reich von Soldaten gegründet, das nicht auf die Herstellung des Friedens geht, sondern seinen Zweck in sich trägt, nur Krieg und immer Krieg will; das Heer soll eine Macht sein, die ganz allein von Wallenstein abhängt, die er wohl zu eigner Machterhöhung anwenden durfte. Durch seinen Vertrag mit dem Kaiser steht er frei und unabhängig, so dass ihm dieser nichts anhaben kann. Der Hauptleute und Generale ist er sicher, auf die Soldaten wirkt er zauberhaft, sie fürchten und verehren ihn. So sind ihm Heer und Officiere blindlings ergeben, und unter diesen schauen auch die sittlich reinen Charaktere zu ihm auf und vergöttern ihn. Max Piccolomini hatte sich frühe gewöhnt, den Fürsten wie einen Vater zu lieben, seiner unschuldigen Seele erscheint er edel und gross und in den Irrungen Wallensteins nimmt er leidenschaftlich die Partei seines Feldherrn. Als später Octavio seinen Sohn zu überführen sucht, dass Wallenstein Verrath am Kaiser schmiede, glaubt er dem eigenen Vater nicht. Solch Heer konnte nur zu leicht zu jähen Thaten ver-

führen zumal einen Charakter, der vordem nicht vor Verbrechen zurückgeschreckt war; bekennt doch Wallenstein selbst: „es übte dieser Kaiser durch meinen Arm im Reiche Thaten aus, die nach der Ordnung nie geschehen sollten; und selbst den Fürstenmantel, den ich trage, verdank' ich Diensten, die Verbrechen sind. W. Tod. I. 7.

Was wunder, dass Wallenstein, dem alle Abhängigkeit unerträglich ist, mit seiner Macht zu spielen beginnt; er schont die Schweden, lässt sie auch wohl entwischen, verhandelt schliesslich mit ihnen, um sich Bundesgenossen gegen den Kaiser zu erwerben, falls für ihn der geeignete Moment gekommen, die Krone aufs Haupt zu setzen. Er erregt am Hofe Verdacht, und als man damit umgeht, ihn von der Armee zu trennen, ist er entschlossen, sich dies nicht gefallen zu lassen; er bereitet eine Verschwörung gegen den Kaiser vor; den kaiserlichen Botschafter muss er selbst vor der Wuth der aufgeregten Truppen in Sicherheit bringen, während er sich von den Officieren beim Banket einen Revers unterschreiben lässt, worin sie ihm Treue gegen alle Feinde geloben. Dem Illo hatte er den Auftrag gegeben, er solle ihm die Handschrift verschaffen; wie er dazu gelangen möchte, sei seine Sache. (Piccol. II. 6.) Da wird der Unterhändler Wallensteins, Sesina, von den Kaiserlichen gefangen; die compromittirenden Verhandlungen kommen an den Tag, es ist um Wallensteins Stellung und Leben geschehen, wenn er nun nicht mit dem Abfall Ernst macht; und er macht Ernst. So wird er zum Verräther an Kaiser, Vaterland und an dem treuergebenen Heere, das er zum Feinde überführen will. Der Gedanke, ein unverantwortliches Verbrechen zu begehen, tritt völlig in seiner Seele zurück, die Worte Maxens, welcher ihn innig bittet, nicht am Kaiser Verrath zu üben, vermögen nicht, sein Sündenbewusstsein rege zu machen; er findet vielmehr eine Beruhigung darin, dass er den Willen des Schicksals auszuführen erlesen sei: wir handeln, wie wir müssen. Ja als dem Helden alles misslingt, als er schliesslich einsam und ganz verlassen das Erfolglose seines Verbrechens einsehen muss, ein sittliches Bedenken taucht nicht in ihm auf. „Hab' es denn seinen Lauf", sagt er zum warnenden Gordon. — Danach fällt er durch Mörder.

Wallenstein ist ein furchtbarer Verbrecher und als solcher moralisch zu verurtheilen, denn sein Handeln war geleitet durch egoistische Motive, sein Zweck, durch die verwerflichsten Mittel zur höchsten Macht zu gelangen.

Und doch geht es uns bei der Lectüre des Gedichtes oder bei einer Aufführung desselben im Theater wunderbar; je weiter wir vordringen, je mehr wir fortgerissen werden von der Darstellung, um so mehr gelingt es dem Dichter, uns zu zwingen, die sittliche Beurtheilung des Helden fallen zu lassen, ja vom Prologe an ist der Dichter bestrebt, in uns die sittliche Beurtheilung desselben gar nicht aufkommen zu lassen.

Dazu trägt nicht wenig bei, dass die Welt, in welche dieser Character gestellt ist, sich als eine durch und durch verderbte enthüllt, in der nur wenige von Verbrechen frei sind und die Meisten dem Helden nicht an moralischer Verworfenheit, sondern nur an Grossartigkeit der Willenskraft und Denkkraft nachstehen. Wallenstein ist kein gemeiner Verbrecher: „er ist der Schöpfer kühner Heere, des Lagers Abgott und der Länder Geissel, die Stütze und der Schrecken seines Kaisers, des Glückes abenteuerlicher Sohn." Vor ihm beugen sich auch noch selbst die wenigen sittlichen Charaktere. Der Himmel selbst ist sein Genosse. Die Sterne sind auf seiner Seite. Wie bei der Geburt ihm Jupiter geleuchtet, so hat ihn dieser Siegesstern das ganze Leben hindurch geleitet, hat ihm das Auge entsiegelt und seinen Blick geöffnet zu verstehen, was geheimnissvoll bedeutend webt und bildet in den Tiefen der Natur.

Zu allen grossen Thaten und Entschlüssen haben die Sterne ihm den Weg gewiesen. Ist es da nicht, als ob Natur und eigner Wille ihn nöthigen, die Schranken der gesetzlichen Ordnung und der Moral vollends niederzureissen, um die Königskrone zu erringen, die ihm als dem Stärksten gebührt.

Solch' Kampf des Einzelnen gegen die Welt um ihn interessirt unsern Geschmack oder unser ästhetisches Urtheilsvermögen in hohem Grade, wenn er uns die menschliche Natur in ihrer Grösse und Energie recht deutlich vor die Augen führt. Da vergessen wir das moralische Gesetz und haben ein ausschliessliches Gefallen an der reinen Kraftäusserung, und bietet diese in allen ihren Momenten unseren betrachtenden Augen das Bild der Harmonie, so haben wir den Eindruck der Schönheit empfangen und sind ästhetisch befriedigt. Und diese ästhetische Befriedigung gewinnen wir im Wallenstein ganz besonders dadurch, dass uns der Dichter einen Helden vorführt, der nicht blos gross ist d. h. das Furchtbare überwindet, sondern auch erhaben d. h. selbst im Unterliegen sich nicht fürchtet. Wallenstein ist ein erhabener Charakter: denn er giebt den Kampf nicht auf, als sein Glück sich wandte, mochten auch nach der Gefangennahme des Sesina seine Officiere ihn verlassen und die Tiefenbacher den Gehorsam weigern. Dass Octavio zum Verräther geworden, trifft freilich sein Herz schwer, doch schnell rafft er sich auf: „Mein Name ging wie ein Kriegsgott durch die Welt; noch fühl' ich mich denselben, der ich war, u. s. f. — Der falsche Buttler bringt ihm die Kunde, dass er und sein Heer vom Kaiser geächtet; die Pappenheimer fallen ab; Gemahlin, Schwägerin und Tochter überhäufen ihn mit Vorwürfen; offene Empörung bricht aus, Max Piccolomini verlässt ihn. Wallenstein muss sich nach Eger zurückziehen, aber die Hoffnung auf das Gelingen seines Werkes wächst. Er beruhigt die wenigen Getreuen, die für sein Leben zittern. Einsam steht er da in der Energie seines Willens, da fällt die letzte Stütze: Seni verkündet ihm, dass die Sterne grauenhafte Zeichen deuten. Wallenstein siegt über alle Versuchungen, er hat nur Worte des Trostes. Der Tod ist für ihn nicht. So fällt er treu seinem Charakter für Etwas, das ihm mehr galt, als sein Leben. Er ist physisch überwunden, aber nicht ästhetisch, denn seine Erhabenheit lässt ihn als Sieger hervorgehen.

5. Das verschleierte Bild zu Sais von Schiller und die Geschichte vom Sündenfall in der Genesis.

Der Inhalt des Schillerschen Gedichtes „das verschleierte Bild zu Sais“ ist folgender: Ein Jüngling von Wissensdurst nach Sais in Egypten getrieben hat dort im Verkehr mit dem Vorsteher der Mysterien schon manchen Grad der Erkenntniss erreicht. Doch völlige Befriedigung fand er immer nicht; denn nur zu viel Lücken waren noch in seinem Wissen, als dass es sich zur schönen Harmonie verbunden hätte. Da kamen beide eines Tages an ein Rundgewölbe, in dem ein verschleiertes Bild von Riesengrösse dem Jüngling auffiel. Auf dessen Frage, was hinter dem Schleier verborgen sei, antwortete der Hierophant: die Wahrheit. Die suchte aber grade der Jüngling. Doch seine Freude dämpfte der Begleiter mit der Warnung, dass den Schleier kein Sterblicher rücken dürfe, dies habe sich die Gottheit selbst vorbehalten; wer in Vermessenheit der Gottheit vorgreife und den Schleier mit schuldiger Hand lüfte, werde die Wahrheit sehen. Der Jüngling erstaunt, von seinem Lehrer zu hören, dass er es noch nie versucht habe, das Geheimniss zu lüften, wurde von diesem vergeblich gemahnt, nicht durch

Beschwerung seines Gewissens das Unerlaubte zu begehen. Ihn hielt die Mahnung nicht zurück. Nachts machte er sich nach der Halle auf. In der grössten Erregung die Stimme seines Gewissens unterdrückend hebt er unter dem feierlich an den Wänden wiederhallenden Ruf: ich will die Wahrheit schauen, den Schleier. Am nächsten Tage fand man den Wissbegierigen dort besinnungslos und bleich. Was er gesehen, hat er nie bekannt; die ungestümen Frager wies er ab mit der Mahnung, nie die Wahrheit durch Schuld zu suchen. Die Heiterkeit seines Lebens war dahin, früh sank er voll Gram ins Grab.

Die mitgetheilte Parabel Schillers erinnert an die Geschichte vom Sündenfalle der ersten Eltern im Paradiese, wie sie die Genesis berichtet.

Nachdem Gott die Menschen geschaffen, ein Männlein und ein Fräulein, pflanzte er einen Garten in Eden und setzte die Menschen darein, die er gemacht hatte, und liess aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen. Und Gott gebot dem Menschen: Du sollst essen von allerlei Bäumen des Gartens, aber vom Baume des Erkenntnisses sollst du nicht essen; welches Tages du davon isst, sollst du des Todes sterben. Aber die Schlange trat versuchend an das Weib und sagte ihm: Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern eure Augen werden aufgethan, und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist. Und das Weib schaute den Baum an, dass es ein lustiger Baum wäre, weil er klug mache, und nahm und ass und gab ihrem Manne. Da wurden ihre Augen aufgethan und Scham erfüllte sie, und im Bangen ihres Herzens verbargen sie sich vor Gott. Weil sie aber zur Erkenntniss gekommen waren durch Sünde, traf sie die harte Strafe, welche ihnen verheissen war.

Beide Dichtungen berichten von wissensdurstigen, nach Höherem strebenden Menschen, welche die höchste Erkenntniss auf dem kürzesten Wege durch Ueberschreitung des Sittengesetzes und somit durch Befleckung ihres Gewissens zu erreichen hofften und in der That das Gehoffte erlangten, aber so, dass aller Genuss der Erkenntniss ihnen genommen wurde durch die Schuld, welche sie auf sich geladen.

Denn der Jüngling sah die Wahrheit, die ersten Menschen kamen zur Erkenntniss des Guten und Bösen, aber dieser büsste des Lebens Heiterkeit ein und welkte in tiefem Gram zum frühen Grabe, und jene verloren die Freuden des Paradieses und verfielen nach fluchbeladenem Leben dem Tode. Der Grundgedanke beider Erzählungen ist mithin dieser: die Erkenntniss der Wahrheit mit reinem Gewissen erfreut, die Erkenntniss der Wahrheit mit Schuldbewusstsein gebiert den Tod.

Und dies kann nicht anders sein. Das Streben nach Erkenntniss gewährt unserm Geiste eine ästhetische Befriedigung, indem wir durch die Ergründung und Betrachtung der in der Welt herrschenden Kräfte und deren Gesetze aus dem egoistischen, gemeinen und materiellen Treiben herausgehoben unsern Willen zum Schweigen bringen und durch die gewonnene Einsicht in die Harmonie der Welt zur beseligenden Ruhe gelangen.

Dieser geistige Genuss ist selbstverständlich das Resultat und der Lohn grosser intellectueller Kraftanstrengung. Es ist demnach ein Irrthum, ohne die geistigen Mühen und Arbeiten vorher getragen zu haben, diesen Lohn zu fordern. Der Jüngling aber und die ersten Menschen wollen zu der beseligenden Einsicht auf mühelose, rein materielle Weise kommen, dieser durch Aufhebung eines Schleiers, jene durch den Genuss einer Frucht. —

Doch beide begehen nicht blos einen Irrthum, sie thun noch einen Schritt weiter, indem sie die als Preis gehoffte, harmonische Stimmung ihrer Seele durch Befleckung ihres Gewissens zerstören und so im Besitze der Erkenntniss die Unseligkeit des Schuldbewusstseins in ihrem Herzen erzeugen.

Das Streben nach Wahrheit muss aufhören, wenn die Lust an der Sünde und Unwahrheit angefangen, und andrerseits kann die durch Sünde gewonnene Erkenntniss nicht erfreuen, weil das Bewusstsein der Schuld die Seligkeit aus dem Gemüthe raubt.

6. Die Sprache der Wissenschaft und die Sprache der Poesie.

Jeder Mensch erwirbt sich durch die Betrachtung der Aussenwelt und seines Innern d. h. durch Erfahrung ein Wissen um viele und mancherlei Dinge. Dies Mannigfache der Erfahrungen zusammenzufassen und zu ordnen, ist die Aufgabe der Wissenschaft. Am besten sucht dieselbe diese Aufgabe zu erfüllen dadurch, dass sie die einzelnen Erscheinungen unter allgemeine Gesetze fasst und ein System von Erkenntnissen schafft. Somit ist die Wissenschaft eine geordnete Zusammenstellung von Gesetzen, durch welche wir alles wirklich Geschehene zu erklären im Stande sind.

Nun lassen sich die endlosen Erscheinungen in besondere Arten gruppiren, und je nach der systematischen Zusammenfassung gleichartiger Erscheinungen erhalten wir die besonderen Wissenschaften: Zoologie, Geschichte, Linguistik u. s. w. Die Wissenschaft aber, welche die Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften wieder zu ordnen sucht, ist die Philosophie.

Der Zweck aller Wissenschaft ist Belehrung, die Förderung unserer Kenntnisse; die systematische Form dient dazu, die Aneignung der Kenntnisse zu erleichtern. Aus dem Zwecke ergiebt sich, dass ihr höchstes Gesetz sein wird die Darlegung der Wahrheit.

Das Darstellungsmittel der Wissenschaft ist die Sprache, deren Verhältnisse durch die Regeln der Grammatik bestimmt sind. Weil die Bildung des Geistes, welche die Wissenschaft anstrebt, allen Menschen zu Theil werden soll, so wählt sie die allen bekannte Sprache des Umgangs und sucht durch Bestimmtheit, Richtigkeit und Verständigkeit im Ausdruck den Inhalt den Lernbegierigen möglichst leicht zugänglich zu machen. Sie meidet alle Ausschmückungen, um nicht den Leser vom Inhalt abzulenken auf die Form und sich auf diese Weise selbst zu vernichten. Denn wo Erkenntniss der Zweck ist, wird diese grade so lange ausgesetzt, als den Leser die Form der Darstellung beschäftigt. Die Sprache der Wissenschaft ist eben prosa, oratio prorsa, proversa, sie geht vorwärts, ohne dass sich eine Gliederung in derselben bemerklich macht und die Rede gewissermassen in sich selbst zurückkehrt und zur oratio vorsa wird. Diese und keine andere Form verlangt unser Verstand, an den sich die Wissenschaft wendet.

Das Gebiet der Poesie ist nicht, wie das der Wissenschaft, die Wirklichkeit, sondern die Welt der Phantasie des Dichters; die Personen, welche der Dichter auftreten lässt, die Situationen, welche er zur Darstellung bringt, sind nichts Reales, sondern Ideale, die seine Einbildungskraft durch die Sinnenwelt angeregt erschaffen hat. Ist das Ziel der Wissenschaft, die Erkenntniss des Menschen zu fördern, also auf den Verstand zu wirken, so das Ziel der Poesie, auf das Gefühl zu wirken. Der Dichter will Hörer und Leser erfreuen und beseligen.

Aber nicht jede Ausgeburt der Phantasie ist dies zu leisten im Stande, sondern nur die Erzeugnisse, welche dem Gesetze der Schönheit folgen.

Das Darstellungsmittel des Dichters ist ebenfalls die Sprache. Aber weil er einerseits nichts Wirkliches darstellen will, andererseits die Hörer von vornherein daran mahnen will, dass sie, um sein Werk aufzunehmen, in die ideale Welt eingehen müssen, schafft er sich eine Sprache, die weit abliegt von der Sprache des Umgangs und der Wissenschaft. Er vermeidet zunächst in der Ausdrucksweise Alles, was uns in das Alltägliche und Triviale der Wirklichkeit hinunterzieht, er strebt nach edlen Wörtern und Wortformen. Die poetische Sprache pflegt bald am Alterthümlichen und darum im wirklichen Leben Ungebräuchlichen festzuhalten, bald aber auch sich als vorwärtsschreitende Bildnerin zu erweisen und dann, wenn sie nur nicht gegen den Genius der Sprache handelt, von grosser Kühnheit der Erfindung zu sein. Weiter sucht sie durch Aenderungen in der Wortstellung, durch Redefiguren und Abwechselung im Periodenbau den jedesmaligen Inhalt des Dargestellten dem Gefühl des Lesers näher zu rücken; das letztere erreicht sie aber im besondern Maasse, indem sie das sinnliche Element des Klingens der Sprachlaute und Wörter mit in Berechnung zieht. Sie bindet die Rede durch Rhythmus, Reime, Assonanzen, Allitterationen u. s. w. und hebt damit den Hörer in eine Sphäre, in welcher der Ernst des Lebens aufhört und die Heiterkeit der Kunst waltet. Grade wie durch das geschmackvolle Arrangement einer Tafel die Esslust gereizt und durch das Empfehlende im Aeussern eines Menschen die Aufmerksamkeit auf ihn geweckt wird, so werden wir auch durch eine reizende Darstellung idealer Situationen in eine günstige Stimmung versetzt, ihr unsere Seele zu eröffnen und die Hindernisse in unserm Gemüthe wegzuräumen, welche die Aufnahme der Dichtung erschweren.

Lessing versuchte zwar in seiner Opposition gegen das falsche Pathos des französischen Alexandriners vornehmlich in der Tragödie die prosaische Redeweise als die passendere einzuführen, und Schiller und Göthe sind ihm in ihren ersten Werken darin gefolgt; Lessing selbst aber hat sich in seinem Nathan der gebundenen Rede weiter zugewandt, Schiller verliess mit dem Don Carlos den bisher betretenen Weg, Göthen genügte die frühere Bearbeitung seiner Iphigenie und des Tasso so wenig, dass er sie im Lande der Kunst durchweg zu jener reineren Form umschmolz, durch welche diese Werke immer von Neuem zur Bewunderung hinreissen. Fassen wir das Gesagte zusammen.

Die Wissenschaft wie Poesie brauchen als Darstellungsmittel die Sprache; die Wissenschaft aber vermeidet bei ihrem Zwecke, zu belehren und den Verstand zu bilden, Alles, was über die Form den Inhalt vergessen macht, sie wendet also die allen bekannte Sprache des Umgangs an. Die Poesie aber, weil sie sich nicht so an den Verstand als an das Gefühl der Hörer wendet, sucht die Einwirkung auf dasselbe nicht blos durch die Schönheit des Inhalts, sondern auch durch die Schönheit der Form zu erreichen und durch die Schönheit der Form den Hörer zugleich zu mahnen, dass es nicht die Wirklichkeit sei, in die sie ihn einführe: so sucht sie, um mit Schiller zu sprechen, die Täuschung, die sie schafft, aufrichtig selbst zu zerstören und ihren Schein der Wahrheit nicht betrüglich unterzuschieben.

7. Das Thierleben in den Gleichnissen der Ilias und das Thierleben in den äsopischen Fabeln.

Das Wesen der epischen Poesie ist, durch Erzählung erdichteter, menschlicher Handlungen die Phantasie der Hörer in angenehmes Spiel zu versetzen. Die epischen Dichtungen alter und neuer Völker lehren, dass dies nur zu erreichen ist bei einer schnell fortschreitenden Entwickelung, welche durch Hervorhebung und Aneinanderreihung der eigentlich causalen Züge die Hörer in Aufmerksamkeit und Spannung erhält. Um so auffallender ist es darum, wenn plötzlich der Dichter den Fortgang der Erzählung unterbricht, indem er durch die Einführung eines Gleichnisses die Phantasie der Hörer auf ein anderes Gebiet wendet. In der Ilias kommt dies Verfahren sehr häufig vor. Es kann nicht anders sein, als dass ästhetische Motive den Dichter zu diesem Mittel greifen liessen. Oft veranlasst den Dichter die Empfindung, dass die von ihm gegebene Darlegung einer Thatsache oder Situation der nöthigen Anschaulichkeit entbehre, diesem Mangel abzuhelfen, indem er die Phantasie des Hörers auf eine andere Situation wendet, deren Darstellung den Hörer zwingt, jene mangelnde Anschaulichkeit durch eigene Phantasie zu ersetzen. So veranschaulicht Homer das Stürzen der Achäer zur Volksversammlung durch das Gleichniss von dem Schwärmen der Bienen (Il. II 85).

Weiter hat das Verweilen bei Gleichnissen auch den Sinn, einen bestimmten Gegenstand durch dies gleichsam doppelte Schildern als wichtig auszuzeichnen und nicht nur flüchtig mit dem Strome des Gesanges und der Begebenheiten fortrauschen zu lassen. Als Achill zum Kampf entbrannt sich gegen Aeneas erhebt, heisst es von ihm: „er naht wie ein verderbender Löwe, den die Männer zu erlegen trachten; das ganze versammelte Volk wie verachtend schreitet er einher; aber wenn ihn ein Jüngling mit dem Spiesse trifft, so wendet er sich mit weitem Rachen um“ u. s. w. XX 16.

Endlich aber auch, wenn der Sturm der Handlung den Affect des Hörers anzuregen und die Stimmung der beschaulichen Ruhe und heitern Betrachtung, die das Epos verlangt, aufzuheben droht, oder wenn der Hörer gespannt durch Hoffnung und Furcht schnell über die einzelnen Thatsachen zum Ausgange der Begebenheiten eilen möchte, dann malt der Dichter ein Bild, das dem Hörer die Ruhe wiedergeben soll, ja er häuft wohl eine Reihe von Bildern. Um den in der Brust der Hörer entstandenen Affect bei Schilderung des Kampfes zwischen Aias und den Troern um die griechischen Schiffe niederzuhalten, häuft Homer drei Gleichnisse XI 555. und ebenso bei der Erzählung vom Fall des Sarpedon XVI 480.

Die bei weitem meisten Gleichnisse führen uns Bilder aus dem Thierleben vor. Das ruhelose und rastlose Treiben, welches die Thierwelt beherrscht, gleicht dem der Menschen. Ueberdies tritt die Thierwelt von Alters her in nahe und innige Beziehung zum Menschen. Die Hausthiere sind ihm vertraute Genossen, die Rinder pflügen seinen Acker, die Kühe versorgen ihn mit Milch, nicht minder die Schafe und Ziegen, die Rosse sind auf Reisen und im Kriege seine unzertrennlichen Begleiter, die Thiere des Waldes reizen seine Jagdlust und nähren ihn mit ihrem Fleische. Kein Wunder, dass Homer vielfach Züge aus dem Thierleben benutzt hat zur Veranschaulichung menschlicher Begebenheiten.

Das Ziehen der Völkerschaaren zur Versammlung vergleicht er dem Schwärmen der Bienen (II 85), die mit Lärm zum Kampfe stürzenden Troer den unruhig flatternden Schaaren von Kranichen, Gänsen und Schwänen (II 460, III 5), während der ruhige stille Zug der

Achäer ihn erinnert an die unzählig wimmelnden Schaaren von Fliegen, welche rastlos durch das Gehege der Hirten einherziehn im anmuthigen Lenze (II 470). Bei der Schilderung der auf dem Thore sitzenden Greise, die sich in würdigem Gespräche über die Helden unterhalten, kommen ihm die Cicaden ins Gedächtniss, die in der Waldung sitzend auf laubigem Spross hellschwirrende Stimmen ertönen lassen (III 150). Dagegen gedenkt er bei dem lauten Geschrei der verschiedenartigen Volksstämme im troischen Heere des Geblökes der Mutterschafe, wenn sie die Stimmen der Lämmer vernehmen (V 435). Die Myrmidonen gehen um den Achill geschaart wie Wölfe, schlingende, denen das Herz voll ist unermesslicher Kühnheit, voll Blut um die Backen geröthet (XVI 156). Der vor allen Helden hervorragende Agamemnon gleicht dem Stier, der in der Heerde ein Herrlicher wandelt vor allen, männlich stolz, denn er ragt hervor auf der Weide, (II 480) und derselbe gleicht dem Widder mit dickwolligem Vliesse, der durch die Schaaren weisswolliger Schafe wandelt (III 195). — Paris in glänzender Rüstung durch Troja eilend ist wie ein Ross, das genährt an der Krippe mit reichlichem Futter die Halfter zerreisst und stampfenden Laufs in die Felder eilt, stolz auf den Adel der Jugend und nicht anders Hector, der Hirt der Völker (XV 263). Der im Kampfe mit den Troern hartnäckig ausharrende Telamonier ist gleich einem störrischen Esel, den die Knaben vergebens mit Stecken aus der Saat zu treiben versuchen (XI 560), dieser und Oileus Sohn einander beistehend im Kampfe gleichen zwei Pflugstieren, die gleich an Muth dahinziehen, an deren Stirn ringsum Schweiss hervorquillt (XIII 705). Menelaus mit dem schauenden Blicke ist wie ein Adler, dem auch nicht in der Höhe der flüchtige Hase versteckt ist unter dem Gesträuch (XVII 675).

Da die Ilias von Anfang bis zu Ende Kampf und Sturm, Sieg und Niederlage meldet, so ist es nicht zu verwundern, dass grade aus dem Leben der wilden Thiere Gleichnisse hergeholt werden. Wie wenn Wölfe in die Lämmer sich stürzen, weg sie zu rauben aus der Heerde im Gebirge, so in die Troer stürzen die Danaer (XVI 352). Tydeus Sohn stürzt wie ein Löwe auf die Rinderheerde, wenn weidend sie gehen im Gehölze (V 163), er durchschreitet die Reihen trakischer Männer, wie ein Löwe antreffend das ungehütete Kleinvieh, Ziegen und Schafe mit grimmem Muthe hineinstürzt (X 485). Sarpedon eilt auf die Argiver los, wie ein Löwe des Waldes, der des Fleisches lange entbehrt, gereizt eindringt, Schafe zu würgen, auch in ein dichtes Gehege (XII 300). Wie den Stier ein Löwe tödtet, in die Heerde sich stürzend, ihn, der stolz vorragt vor den schwerwandelnden Rindern, so erlag dem Patroclos der Lycier Heerfürst (XVI 487). Agamemnon ist, nachdem er die beiden Priamiden getödtet und ihrer Waffen beraubt, gleich einem Löwen, welcher der Hindin ihre Kinder leicht nach einander zermalmt, während sie selbst aus Furcht vor ihm flieht (XI 105); derselbe Agamemnon wird einem Löwen verglichen, welcher die Rinder scheucht, aber das letzte erhascht und seinen Nacken zerfleischt und sein Blut einschlürft (XI 175). Der Ansturm des Patroclos gleicht der Schnelle des Habichts, welcher die flüchtigen Schaaren der Staare und Dohlen verfolgt (XVI 585), und Hector verfolgt die Achäer, wie ein Hund den Eber des Waldes verfolgt oder den Löwen, seinen schnellen Füssen vertrauend packt er sie an Hüft' und Lende (VIII 336). Diomedes und Odysseus treiben den Dolon vor sich, wie zwei scharfzähnige Hunde das Hirschkalb treiben oder den Hasen durch dichtbewaldeten Raum (X 360, II 413). Die Flucht der Achäer vor Aeneas und Hector ist wie die Flucht der Staare und Dohlen, die allzumal aufschreien, sobald sie den kommenden Habicht sehen, der blutigen Mord bringt dem kleinen Geflügel

(XVII 755). Derselbe Hector, welchen der Dichter dem Eber verglichen und dem Löwen (XII 45), ist auf der Flucht vor Achill gleich dem Sohne des Hirsches, den der Hund im Gebirge verfolgt durch Thal und Gebirge (XXII 195).

Aus dem Mitgetheilten ergiebt sich, dass es isolirte Handlungen einzelner Menschen oder grösserer Massen sind, welche der Dichter durch Züge aus dem Thierleben zu veranschaulichen sucht. Seltener sind es menschliche Seelenzustände oder Affecte, die er uns durch Darstellung aus dem Thierleben veranschaulichen will. So wird die unerschütterliche Ausdauer, mit welcher die Lapithen die Troer abwehren, mit dem Muthe der Bienen und Wespen verglichen, welche ihre Brut vertheidigen XII. 167. Dem Menelaus wird der Muth der Fliege zugeschrieben, welche, wie oft sie immer vom menschlichen Leibe gescheucht wird, doch anhaltend ihn sticht, nach Menschenblute sich sehnend. XVII. 570. Achill vergleicht die zahllosen Sorgen und Mühen, welche er für die Achäer ausgestanden, mit den Sorgen eines Vogels für seine neugefiederte Brut. IX. 323.

Die Scenen aus dem Thierleben in den homerischen Gleichnissen sind sämmtlich der Natur abgelauscht; den Thieren haftet noch nichts symbolisches an. Anders in den äsopischen Fabeln. Diese haben es freilich mit den homerischen Gleichnissen gemein, dass sie menschliches Thun und menschliche Situationen mit denen von Thieren vergleichen, aber nicht das Thun und die Situationen einzelner, bestimmter Menschen, sondern ganzer Gruppen von Menschen. So giebt denn die äsopische Fabel den Thieren bestimmte Charaktere, um durch sie menschliche Charaktere zur Anschauung zu bringen, sie macht die einzelnen Thierfiguren ein für alle Mal zu Repräsentanten bestimmter geistiger und sittlicher Eigenthümlichkeiten, so dass zum Beispiel der Fuchs der Repräsentant der schlauen und listigen Menschen, der Hund der Repräsentant der treuen und wachsamen, der Esel der der dummen u. s. w. wird.

Von solcher Fixirung der Thiercharaktere ist im Homer nichts wahrzunehmen, hier sind dieselben noch im Flusse begriffen und gestatten dem Dichter die verschiedenartigste Anwendung. Er vergleicht darum den Helden bald dem Löwen, bald dem Eber, dem Hunde, dem Hirsche, dem Esel und der Fliege, je nachdem ihm beobachtete Züge aus dem Leben dieser Thiere geeignet erscheinen zur Veranschaulichung einer bestimmten menschlichen Handlung und Situation.

Dadurch aber, dass die äsopischen Thiere gleichsam zu maskirten Menschen geworden sind, ist es auch geschehen, dass die Ereignisse aus dem Thierleben, welche in denselben dargestellt werden, oft weit ab liegen von der Natur, denn der Dichter lässt nicht allein Thiere, die in der Wirklichkeit in Hass und Feindschaft leben, mit einander verkehren, sondern begabt sie auch mit Sprache und mit der Fähigkeit, zu denken und zu wollen, wie Menschen.

8. Die unglückseligen Gestirne in Schillers Wallenstein.

Wenn der Dichter im Prolog zum Wallenstein, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, von seinem Helden sagen lässt: „Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte; doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst, auch eurem Herzen menschlich näher bringen“, so giebt er uns damit einen Wink, dass wir bei unserer Betrachtung des Stückes hauptsächlich dahin zu sehen haben, von welcher Seite er eigentlich seinen Helden nehme und darstelle. Ja auch ohne eine solche Erinnerung würde dieses bei einem Gedichte,

dessen Stoff aus der Weltgeschichte entnommen, die Pflicht des ästhetischen Beobachters sein. Denn wenn es eine grosse Schwierigkeit ist, eine historische Figur in eine poetische zu verwandeln, so verdienen die Mittel, welcher sich der Dichter dazu bedient, vorzüglich unsere Aufmerksamkeit.

Eine kurze Charakteristik des historischen Wallenstein bietet derselbe Prolog, er nennt ihn einen verwegenen Charakter, den Schöpfer kühner Heere, des Lagers Abgott und der Länder Geissel, die Stütze und den Schrecken seines Kaisers, des Glückes abenteuerlichen Sohn, der von der Zeiten Gunst emporgetragen, der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg und ungesättigt immer weiter strebend der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Die unheimliche Gestalt solches Menschen auf die Bühne zu bringen, hatte der Dichter Scheu, weil er die Antipathie der Zuhörer fürchtet und besorgt ist, dass an die Stelle des heitern Vergnügens tiefe Indignation trete; so sucht er denn den Helden in einem mildern Lichte darzustellen und damit die moralische Beurtheilung seitens der Zuhörer zu verhindern; er will ihn unserem Herzen menschlich näher bringen, indem er die grössere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zuwälzt. Während der Dichter auf diese Weise das Herz des Wallenstein von Schuld entlastet und damit unsere moralische Beurtheilung desselben unterdrückt, schiebt er das verbrecherische Handeln desselben auf eine irrthümliche Richtung seines Kopfes, seines Denkens und eröffnet damit die Möglichkeit für das Mitgefühl mit dem Helden und schafft Raum der ästhetischen Betrachtungsweise.

So gewaltsam, unbeugsam, stolz und ungezügelt Wallenstein auch ist, sein Handeln ist bestimmt durch eine dem Wahnsinn nahe Schwärmerei von der sein Leben bestimmenden Macht der Gestirne. Er hat sich einen astrologischen Thurm bauen lassen, in dem er mit Seni zu nächtlicher Stunde die Sterne beobachtet. Es ist ein düsteres Gemach von seltsamer Beleuchtung, schwach erhellt. In einem Halbkreise stehen darin acht grosse Königsbilder, den Scepter in der Hand, und auf dem Haupte trägt jedes einen Stern, und alles Licht im Thurm scheint von den Sternen zu kommen. Das waren die Planeten, die, weil Regierer des Geschickes, als Könige gebildet waren.

Wallenstein ist innig davon überzeugt, dass die himmlischen Gestirne nicht blos Tag und Nacht, Frühling und Sommer machen, sondern auch des Menschen Thun bestimmen. Dem Kundigen ist es darum möglich, aus ihrer Constellation Warnung und Rath zum Handeln zu nehmen. Sein massloser Ehrgeiz erhielt vom astrologischen Aberglauben Nahrung; er hatte sich das Horoscop gestellt, und seine Geburt unter der Herrschaft des Jupiter gab ihm die Zuversicht, mit dem entsiegelten Auge der hellgeborenen, heitern Joviskinder das, was geheimnissvoll bedeutend webt und bildet in den Tiefen der Natur, klar zu schauen.

Dieser Glaube weckt ausschweifende Gedanken in ihm, mit denen seine Phantasie sich nicht ungern trägt; doch spielt er mehr mit den Hoffnungen, insofern ihm die Möglichkeit schmeichelt, als dass er seine Schritte fest zu einem Ziele hinlenkt. Er trifft die allseitigsten Vorrichtungen zu kühner That, den Kaiser zu stürzen und sich auf den Thron zu setzen; aber bei alledem bleibt er ein planloser Mann, der doch den Augenblick des Handelns nicht selbst bestimmen kann und mag. Wer erst die Sterne fragen muss um das, was er thun soll, ist gewiss unklar über das, was er zu thun hat. So ist er in Entwürfen tapfer, feig im Handeln.

Als vom Hofe zu Wien Schritte eingeleitet wurden, um ihn vom Heere zu trennen, da mahnt ihn Illo, der Stunde wahrzunehmen, ehe sie entschlüpft; die Häupter seines Heeres, die

besten, trefflichsten erwarteten nur seinen Wink, er solle sie nicht wieder auseinander gehen lassen; so einig führe er sie nicht zum zweiten Male zusammen. Aber Wallenstein will nicht handeln, weil die Gestirne ihm nicht günstig standen. Und als dann später wirklich die glückbringende Constellation eintrat, da war auch schon die Gefangennahme Sesinas erfolgt, welcher die Kaiserlichen vollends mit den geheimen Plänen bekannt machte. Wallenstein kam durch dies Ereigniss in die peinlichste Bedrängniss, aus der kein Weg ihm möglich schien. Da erinnerte ihn die Gräfin Terzky an die Gestirne: sie ständen sieghaft über ihm, Glück winkten sie ihm herunter und riefen: es ist an der Zeit. Die Mahnung gab ihm das Selbtbewusstsein wieder, doch nun war es zu spät.

Aus dem Buche der Sterne holte sich Wallenstein auch sein unseliges Vertrauen zu Octavio, das sein Verderben war. Die Thatsache allein, dass Octavio unter der Herrschaft des Jupiter geboren war, genügte ihm, sich demselben rückhaltlos hinzugeben und ihm die geheimsten Pläne mitzutheilen. Dem Octavio selbst blieb diese Zuneigung Wallensteins ein Räthsel. Bei dem ersten Erscheinen Questenbergs im Lager warnen Illo und Terzky ihren Feldherrn vor Octavio, dem Fuchse, aber Wallenstein wies die Warnung zurück und übergab noch Questenberg dem Octavio zum Schutze. Als nach der Gefangennahme des Sesina Wallenstein offen gegen den Kaiser auftreten wollte, war Octavio der erste, welchem er seinen Entschluss verrieth und einen Theil der Ausführung überliess. Ihn wählte er dazu, die kaiserlich gesinnten Regimenter in Unthätigkeit zu erhalten und die Generale Altringer und Gallas, welche mit dem Hofe in Wien im Bunde waren, gefangen zu nehmen. Er selbst trieb den Octavio, Pilsen zu verlassen, ja er gab ihm seine eigenen Pferde dazu und beförderte dadurch die Wünsche seiner heimlichen Widersacher. Noch einmal warnten ihn Illo und Terzky; wo alle sehen, ist Wallenstein allein blind. Sein Vertauen zu Octavio, sagt er, stütze sich auf die tiefste Wissenschaft; lüge jener, dann sei die ganze Sternkunst Lüge; und als nun schliesslich der Verrath Octavios auch ihm offenbar ward, ist er soweit entfernt, den Glauben an die Sterne aufzugeben, dass er vielmehr das Unmöglichste für möglich hält: „die Sterne lügen nicht, dies aber ist geschehen wider Sternenlauf und Schicksal." —

Diese Schwärmerei Wallensteins hebt seine moralische Verantwortung zum grössten Theile auf und schafft der ästhetischen Betrachtung Raum, in welcher der Zuhörer es allmählich aufgiebt, auf die Motive Wallensteins zu achten, und allein die Macht der Leidenschaft ins Auge fasst, deren einseitige Consequenz und bis zum Ende steigende Energie den Helden im wachsenden Kampfe gegen die drängenden Verhältnisse und im Unterliegen erhaben d. i. gross und schön erscheinen lassen.

9. Die Schilderung der Mondnacht in der Ilias und Goethe's Gedicht an den Mond.

Der Kampf zwischen den Troern und Achäern hatte den Tag gewüthet Il. VIII. 555. Der Abend endete denselben. Die Troer lagern sich in Gruppen um die lodernden Feuer zwischen den Ufern des Xanthos und den Schiffen der Achäer. Dem unruhvollen Treiben des Tages folgte der Frieden der Nacht. — Noch ist aber der Hörer der Dichtung in Aufregung durch die Erzählung von der furchtbaren Schlacht. Es gilt, dessen Affect herabzudrücken und ihm die Stimmung zu geben, welche der neuen Situation entspricht. Und dies erreicht

der Dichter durch die Einführung der Schilderung einer Mondnacht, die zunächst freilich den Glanz der zahllosen Feuer, welche die Troer angezündet haben, veranschaulichen soll. Indem er so den Hörer in seiner Phantasie auf ein anderes Gebiet weist, auf welchem Friede und Stille herrscht, zwingt er ihn, unbewusst die Stimmung selbst zu erzeugen, welche zur Auffassung der Erzählung nöthig ist.

Rings am Himmelsgewölb' um den leuchtenden Mond die Gestirne
Funkeln im strahlenden Glanz, wenn windstill feiert der Aether,
Ringsum treten die Warten, die zackigen Höhen und die Thäler
Leuchtend hervor, und dem Himmel erschliesst sich endlos der Aether;
Ringsum blinken die Sterne; der Berghirt freut sich im Herzen.

Aus dieser Schilderung weht uns die feierliche Stille und der süsse Friede entgegen, welche in einer Mondnacht durch die schlafende Schöpfung walten; und doch ist dieser Friede vom Dichter mit keinem Worte angedeutet. Er giebt eben eine einfache und wahre Beschreibung der Mondnacht und überlässt es dem empfindenden Hörer, die derselben entsprechende Stimmung in sich selbst zu erzeugen; nur leise deutet er den Eindruck, welchen er wünscht, an, indem er den beobachtenden Hirten einführt, von dem er aber auch weiter nichts sagt, als dass er sich freue. —

Dies Verfahren des Dichters, Stimmung im Hörer zu schaffen, ist aller epischen Poesie eigen, denn ihr Wesen ist es, durch das Object d. h. durch Vorführung von Vorgängen in der Natur- und Menschenwelt auf das Gefühl des Hörers einzuwirken. Der epische Dichter tritt so sehr hinter das Object seiner Darstellung zurück, dass er nie von sich spricht, keine Betrachtung über das Erzählte anstellt und so etwa auf den Hörer einwirkt. Von dem epischen Dichter werden also Gefühle angeregt durch die Objecte der Anschauung, welche er bietet. —

Anders der lyrische Dichter. Dieser wendet sich mit der Darlegung seines bald durch Freude, bald durch Trauer bewegten Gemüthszustandes unmittelbar an unser Gefühl. Da aber doch jeder Gemüthszustand in dem Dichter nur angeregt sein kann durch die Aussenwelt, so wird er in der Darlegung seiner Gefühle, um auf uns wirken zu können, Andeutungen geben, welche auf diese äussere Situation schliessen lassen. So geschieht es denn, dass, während der lyrische Dichter von einer objectiven Thatsache ausgehend seine Gefühle ausspricht, der Leser oder Hörer von den Gefühlsäusserungen angeregt und ergriffen die objective Thatsache in seiner Phantasie zu erzeugen sucht, welche den Dichter angeregt hat.

Goethe dankt in seinem Gedicht an den Mond diesem, dass er durch sein mildes Licht, welches er über Büsche und Thäler ausgegossen, stillen Frieden in seine Brust gesenkt und seine Seele von Allem gelöst habe, was sie noch eben drückte. Da taucht die Erinnerung froher und ernster Stunden in seinem Herzen bei der Stille der Nacht auf; schmerzliche Gefühle der Vergänglichkeit alles Irdischen packen ihn noch stärker beim Anblick der dahinströmenden Wellen eines Flusses: so flossen auch die köstlichen Freuden dahin, die er einst im Kreise treuer Freunde und Freundinnen unter Scherz und Kuss genossen; das qualvolle Andenken daran ist geblieben. Aber der Zauber der Gegenwart ergreift ihn wieder; selige Stunden werden noch kommen; aus dem Rauschen des Flusses will er von nun an Melodieen hören zu weiterem Sange, und wenn er den Mann selig preist, der am Busen des Freundes geniesst, was in der Nacht die Menschenbrust erregt, ist es nicht die in der Stille der Mondnacht entstandene Hoffnung, in Zukunft solch Glück zu geniessen?

Folgen wir dem Dichter in seinen Gefühlsäusserungen, so malt sich vor uns eine stille Mondlandschaft. Büsche und Thäler lagern vor uns im Nebelglanz; ein rauschender Fluss treibt ruhlos und rastlos das Thal entlang. Solchen Anblick haben wir auch wohl manchmal im Leben erfahren; um so mehr werden wir im Stande sein, des Dichters Gefühle zu verstehen und nachzuempfinden.

10. Hat Herodot Recht, wenn er behauptet, dass Hesiod und Homer den Hellenen ihre Götter geschaffen haben?

Im 53. Kapitel des zweiten Buches seines Geschichtwerkes wirft Herodot, nachdem er sich dahin ausgesprochen, dass im Allgemeinen der griechische Götterglauben auf egyptischen und pelasgischen Ursprung zurückzuführen sei, die Frage auf: woher jeder einzelne Gott gekommen, und ob immer Alle waren, und von was für einer Gestalt ein jeglicher gewesen sei. Seine Antwort lautet: Hesiod und Homer sind es, welche den Hellenen ihre Götterwelt gedichtet, den Göttern ihre Benennung gegeben, Ehre und Künste ausgetheilt und ihre Gestalten beschrieben haben. —

Hat Herodot mit dieser Beantwortung der Frage Recht?

Zunächst ist gegen die Richtigkeit des Herodotischen Ausspruches zu bemerken, dass Hesiod und Homer nach neueren Untersuchungen schwerlich als Namen von Individuen gelten können; sie sind vielmehr Sammelnamen, unter denen sich eine ganze Reihe Dichter verbirgt. In der Ilias und Odyssee, in der Theogonia des Herodot liegen uns Dichtungen vor, an denen etliche Jahre schöpferische Genien des hellenischen Volkes gearbeitet, bis endlich begabte Dichter die im Heimathlande verbreiteten, einzelnen Gesänge zu den grossen epischen Dichtungen verbanden, die wir noch besitzen.

Aber wenn wir auch in Herodots Ausspruche statt Hesiod und Homer die unter den Namen von Hesiod und Homer verbreiteten Gedichte einsetzen, so erheben sich gegen den Inhalt desselben gewichtige Bedenken. Denn schon vor der Zeit, da jene Dichtungen im Volke verbreitet wurden, waren Dodona und der Olympos gefeierte Heiligthümer für den Dienst des Zeus und der olympischen Götter, Delos und Delphi für den Dienst des Apoll, Athen für den der Athene, und an jenen Stätten bildeten sich die Sagen von der Wirksamkeit der angebeteten Götter und wurden dort geglaubt. Wenn nun kein Zweifel darüber herrscht, dass die Theile der hesiodischen und homerischen Gedichte, welche menschliches Thun und Leiden darstellen, der Volkssage entnommen sind, dass also Achilleus und Odysseus, Agamemnon und Heracles nicht von den Dichtern jener Gesänge erfunden, sondern als individuelle Gestalten aus dem Sagenkreise, wie er von Mund zu Mund sich in Hellas fortpflanzte, übernommen, so wäre es geradezu unrichtig, von den Bestandtheilen der Dichtungen, welche das Thun und Leiden der Götter darstellen, dies leugnen zu wollen. Die olympischen Personen sind in jenen Gedichten so fest gestaltet, so individuell und scharf charakterisirt, wie die menschlichen; was von jenen gilt, wird auch von diesen gelten. Endlich wäre auch die Verbreitung jener Gesänge und die Lust an denselben im Vaterlande nicht so allgemein gewesen, wenn nicht das Volk gerade seine religiösen Anschauungen, seine Göttergestalten darin erkannt und gefunden hätte. Man könnte demnach mit mehr Recht den herodotischen Satz umkehren: weil die Hellenen eine so individuelle, lebensvolle, bunte Götterwelt ausgedacht hatten, war es den Dichtern derselben

möglich, in ihren Gesängen so scharfabgegrenzte Göttergestalten, verschieden nach Namen, Ehren und Künsten einzuführen.

Trotz alledem wollen wir aber den Ausspruch des Herodot nicht völlig verwerfen, denn einerseits waren die Göttersagen nicht gleichmässig durch Hellas verbreitet, sondern nach den verschiedenen Stämmen hatten sich im Anschluss an die Stammheiligthümer besondere Mythen gebildet, so dass jene Dichtungen manchem Stamme neben den ihm wohlbekannten Göttersagen auch neue brachten, die dann von diesem, wie die heimischen, gläubig angenommen wurden; andererseits und das ist wohl die wichtigste Wirkung der Gedichte, wurde die weitere Productivität der religiösen Phantasie gehemmt, sobald die mündliche Ueberlieferung in den schön gestalteten Epen eine feste Form und einen sichern Abschluss erhalten. Nun die Gesänge immer wieder gehört wurden, ja auch gelesen werden konnten, wurde das Gedächtniss der Hellenen gleichsam entlastet; man fand Genüge an der jetzt fixirten Gestalt der Götter, die Dichtungen erhielten das Ansehn canonischer Schriften, aus denen die folgenden Generationen über die Glaubensweise ihrer Väter unterwiesen wurden. Mit dem so herbeigeführten, allmählichen Ersterben der mündlichen Ueberlieferung wurden unsere Gedichte die Quelle, aus der das Volk das religiöse Bedürfniss zu befriedigen suchte. So waren es denn doch Hesiod und Homer, welche den ihren Gesängen lauschenden Hellenen viele Jahrhunderte hindurch ihre Götterwelt schufen, den Göttern ihre Benennung gaben, Ehren und Künste vertheilten und ihre Gestalten beschrieben.

11. Die Ausbreitung des Christenthums im römischen Reich und die Ausbreitung des Christenthums im fränkischen Reich.

Ehe der Heiland von der Welt schied, übernahmen seine Jünger von ihm den Auftrag, das Evangelium aller Welt zu verkünden. Sie thaten, wie er geheissen; die Kunde von dem Himmelreiche, das herbeigekommen, wurde durch sie von Jerusalem ins weite römische Reich getragen. Besonders waren es Petrus, Johannes und Jacobus, die im Morgenlande wirkten; Paulus von Tarsen brachte das Evangelium nach dem Abendlande und wurde Gründer oder Mitbegründer vieler Gemeinden in Hellas und Italien.

Wie der Heiland selbst aus niederer Familie stammte, so auch seine Jünger: aus den Zollbuden, Fischerhütten, Handwerksstätten hatte er sie berufen; was wunder, wenn sie in ihrer öffentlichen Thätigkeit es ebenso wie ihr Meister machten und sich mit ihrer Predigt an die Niederen und Armen wandten. Aus den Briefen des Apostels Paulus erfahren wir es genugsam, wie er die Verbreitung des Christenthums in den untern Volksschichten betrieb. Handwerksgenossen suchte er auf und trat mit ihnen und deren Bekannten in Verkehr. Sklaven, Schwache, Kranke lauschten der neuen Predigt, aber nicht Mächtige, Weise und Wohlgeborne — I. Kor. 11, 30. In die untersten Höhlen der Diebe, Mörder, Trunkenbolde, Ehebrecher und Räuber stieg der Apostel — I. Kor. 6, 9 — und gewann sie für das neue Leben in Christo, und diese trugen es dann zu ihren Bekannten, und so fand sich zusammen, was schwach, unedel und verachtet vor der Welt war — I. Kor. 11, 26—29. —

Die überwiegende Anzahl der Gemeindeglieder gehörte den Heidenchristen an — I. Thess. 4, 11, — arme Leute, die aus der Hand in den Mund lebten und der Gemeine zur Last fielen, sobald sie die Arbeit einstellten — II. Thess. 3, 1, II. Kor. 8, 2. — Privathäuser

und Gesindestuben waren die Stätten der Erbauung und des Trostes. Noch in der Mitte des zweiten Jahrhunderts wird von dem Heiden Celsus dem Christenthume der Vorwurf gemacht, dass es seine Anhänger weder in den grossen Massen des Volks noch in den Klassen der Gebildeten finde, sondern nur unter solchen, die dem gemeinen bürgerlichen Stande angehörten unter Handwerkern und Leuten, die am liebsten für sich seien und sich vor der Oeffentlichkeit scheuten. —

Allein dieser Umstand hinderte das Christenthum nicht, die Grenzen seines anfangs noch so engen Gebiets immer weiter auszudehnen. Die Geistigkeit des neuen Glaubens gegenüber der öden Leere, welche der entschwundene Glauben an die alten Götter gelassen, die stille in sich gekehrte Entsagung gegenüber der genusssüchtigen Welt, das innige Zusammenhalten in der Zeit der Auflösung aller sittlichen und staatlichen Verhältnisse führte der Gemeinde immer mehr Anhänger zu. Die Zeiten der Verfolgungen mit dem Heroismus der christlichen Märtyrer brachen den Widerstand der Herzen vieler Gebildeten und durch diese drang das Christenthum in die höchsten Schichten der Gesellschaft trotz der Verfolgungen. Drei Jahrhunderte währte es, da waren die Götter von Rom und Hellas besiegt; vor dem Kreuze beugte sich der Cäsar: Constantin erhob das Christenthum zur Staatsreligion. —

Als Chlodwig am Ende des fünften Jahrhunderts die letzten Trümmer des Römerreiches unter Syagrius in Gallien vernichtete und nach Süden vordringend allmählich das ganze Land in Besitz nahm, waren die Besiegten Christen, die Sieger Heiden. Aber nicht lange dauerte es, bis Chlodwig zum Christenthum übertrat — 496 — und nun verbreitete sich unter der Wirksamkeit katholischer Priester und Missionare das Christenthum aus der Königsburg zu den Herrenhöfen des Adels, von den Herrenhöfen des Adels in die Volksgemeinen der Freien und in die Hütten der Hörigen. Und als sich unter den nachfolgenden fränkischen Königen das Reich weiter ausdehnte bis in das Herz von Germanien, war es auch bei den unterworfenen Stämmen des Frankenreiches immer derselbe Weg, auf dem sich das Christenthum fortpflanzte. Mit den Herzögen und Fürsten traten die römischen Missionare in Verbindung uud suchten von oben das Christenthum in die unteren Schichten der Völkerstämme zu verbreiten. So wirkte Bonifacius im achten Jahrhundert. Durch Empfehlung von Rom war er an Karl Martell gewiesen und setzte mit dessen Unterstützung die Bekehrung der heidnischen Unterthanen ins Werk. Endlich rechnete Karl der Grosse die Verbreitung des Christenthums zu den ersten Grundsätzen seiner Politik, von seinen untergebenen Völkern forderte er die Annahme des Christenthums. —

Es sind offenbar zwei verschiedene Wege, auf denen der Fortschritt zur Bekehrung im römischen und im fränkischen Reich gelang: im römischen Reich, wo recht eigentlich den Armen das Evangelium gepredigt ward, drang es aus den Zollbuden, Werkstätten und Gesindestuben in die höheren Stände und brauchte dreihundert Jahre, ehe es den Thron der Cäsaren gewann, im fränkischen Reich ging es vom Thron der Könige im Laufe der Jahrhundert zu den Niederen und Unfreien.

Die Gründe für die verschiedenen Weisen sind einzusehen.

Im römischen Reich ging die Predigt aus von Männern, die weder höhere Bildung hatten, noch am politischen Leben theilnehmen wollten; sie wandten sich darum in ihrem Berufe an ihres Gleichen; im fränkischen Reich ging die Predigt aus von Männern, die römische Bildung in sich aufgenommen und in engem Zusammenhange standen mit der grossen kirchen-

politischen Macht in Rom, sie wandten sich darum zunächst an die Gebildetsten und Einflussreichsten der Völker, die sie bekehren wollten, an die Fürsten.

Lag es den Christenboten im römischen Reich allein am Herzen, das Heil zu verkünden denen, welche Sehnsucht hatten nach Erlösung, so durften sie nach den Worten des Heilandes selbst diese unter den Armen eher erwarten, als unter den Reichen; erst lange Zeit danach, als die Zahl der Gläubigen trotz der Verfolgungen seitens der Behörden so wuchs, dass durch sie die Existenz des Reiches bedroht schien, bestimmten politische Rücksichten den Constantin, das Christenthum zur Staatsreligion zu erheben, und dem Kaiser folgte der Adel und Beamtenstand.

Den Christenboten im fränkischen Reich galt aber der kirchenpolitische Zweck oft mehr als die Befriedigung des Heilsbedürfnisses der Völker, die Unterwerfung unter Rom trat an Stelle der Unterwerfung unter das Kreuz. Diese durften sie um so leichter erhoffen, wenn sie den Königen und Fürsten mit ihrem Uebertritt zur Kirche politischen Schutz und Sicherheit versprachen durch den Zusammenhang mit dem Papste, den man sich seit dem Fall des weströmischen Kaiserthums als die höchste weltliche Macht in Italien und in der Christenheit anzusehen gewöhnte. Andrerseits erwarteten die fränkischen Fürsten durch die Unterwerfung aller Stämme unter die katholische Hierarchie die politischen Bande inniger zu schliessen.

Dass aber die germanischen Stämme ihren Fürsten so schnell in der Annahme des Evangeliums folgten, kann nicht wunder nehmen, da ihnen, den rohen, mit dem Christenthum zugleich Gesittung und Bildung kam. Die eigenen heidnisch-religiösen Vorstellungen waren zudem wenig entwickelt, auch durch keinen Priesterstand gestützt, dem es möglich gewesen wäre, die neuen religiösen Ideen in ihrer Verbreitung zu hindern, und schliesslich musste sich ihnen das Christenthum mit der persönlichen Hingabe der Gläubigen an den Heiland darstellen als eine Verklärung des Bandes der Treue, welche den Herrn und sein Gefolge vereinte. So wenigstens konnte der Sänger des Heliand für das Verhältniss der Gläubigen zu Christo keine ergreifendere Analogie den Sachsen bieten als das der Mannen zum Gefolgsherrn, dem sie sich mit Treue zu Danke ergeben, während er ihnen mit Milde zugethan ist.

12. Der Tod des Patroclos — Ilias XVI 783.

Hector und die siegreichen Troer waren daran, Feuer an die Schiffe der Achäer zu legen. In diesem furchtbaren, verhängnissvollen Augenblicke trat Patroclos, den schon längst die Schmach der Danaer gejammert, vor den Freund, den zürnenden Führer der Myrmidonen, sich doch einmal des armen Volkes zu erbarmen. Und was Tags zuvor den Abgesandten mit ihren reichen Geschenken und noch reicheren Versprechungen nicht gelungen, dies gelang dem Patroclos wenigstens soweit, dass ihm Achill gestattete, in seiner Rüstung an der Spitze seiner Männer die Feinde anzugreifen. Wie eine Heerde furchtsamer Schafe schlug er die Troer aus dem Felde und drängte sie an die Stadt zurück. Dreimal schwang er sich die Mauer empor, dreimal erschlug er neun Männer. Als er das vierte Mal darauf anstürmte, nahte das Ende des Lebens. Von finsterer Nacht eingehüllt schritt durch das Getümmel der Schlacht Phöbus Apollo ihm entgegen und schlug ihm von hinten den Rücken und die Schulter mit der Fläche der Hand. Dann schwindelten ihm die Augen; auch den Helm entriss ihm der Gott, dass er dahin rollte auf den Boden und hell erklang von den Hufen der Rosse, und der Haarbusch von Blut und Staub besudelt ward. Zuvor war dies nimmer denkbar; allein Zeus gab den

Helm jetzt Hectorn zu tragen auf dem Haupte. Nah war ihm das Verderben. Die eherne Lanze zerbrach in seinen Händen, von den Schultern sank der Schild mit den Riemen, auch den Harnisch löste ihm der Herrscher Apollo. Nun erst bohrte die spitzige Lanze in seinen Rücken Euphorbos; doch bezwang er ihn nicht. Noch einmal zwar suchte Patroclos sich dem Kampfe zu entziehen, doch schon hatte ihn Hector ereilt und stiess ihm den Speer tief in die Weiche des Bauches. Da frohlockte Hector und spottete des Sinkenden. Schwachen Lautes entgegnete der Sterbende: Zeus und Apollo haben mich überwältigt mühelos, da sie mir die Waffen von den Schultern zogen. Gegen zwanzig, wie du, hätte ich mit der Lanze niedergestreckt, doch das Verhängniss und Apollo tödten mich, von den Menschen Euphorbos und zum dritten raubst du mir Hector die Rüstung. —

Vier sind es also, die nach des Sterbenden Worten seinen Tod herbeigeführt haben: Zeus und Apollo, Euphorbos und Hector, zwei Götter und zwei Menschen. Wie kommt nun Patroclos darauf, Zeus als Urheber des Todes zu bezeichnen und noch im Besondern den Apollo, da doch der Dichter ausdrücklich erzählt hat, dass Apollo ihm in dem Nebel finsterer Nacht gefolgt sei und von hinten ihn geschlagen, dass ihm die Augen schwindelten? Gesehen hat also Patroclos den Gott nicht, und zu erkennen hat sich ihm dieser nicht gegeben. —

Offenbar sucht Patroclos einen ihm unerklärlichen, natürlichen Vorgang auf wunderbare Weise durch Einschreiten der Götter zu deuten. Und darin verfährt er ächt menschlich. Wo der ursächliche Zusammenhang in der Sinnenwelt durchbrochen erscheint, wo Wirkungen eintreten, zu denen die Ursachen nicht erkennbar, ist es nicht blos hellenisch, sondern allgemein menschlich, auf übersinnliche Gewalten zurückzugehen. Die plötzliche Mattigkeit, welche den Helden im Gewühl und in der Hitze der Schlacht beim vierten Ansturm ergreift und bezwingt, die Unfähigkeit, die Waffen und Rüstung weiter zu tragen, die Müdigkeit bis zum Tode dünken ihm unerklärlich. Der religiöse Glaube ergänzt die Lücke: der allmächtige Zeus, das böse Geschick, hat seinen Tod gewollt und ihm darum die Schwäche zugefügt. — Dass Patroclos den Apollo im Besondern als den todtbringenden Gott bezeichnet, kann um so weniger befremden, als nach hellenischem Glauben gerade dieser Gott es ist, der die Menschen in der Blüthe der Kraft unerwartet dahinrafft. — Odyss. III 280, Ilias I 44. —

Indem der Dichter so den Patroclos als Wunder auffassen lässt, was ein natürliches Begegniss war, giebt er uns zugleich einen verständlichen Wink, wie seine eigene Erzählung vom Auftreten des Apollo gemeint sei, nämlich als die poetische Veranschaulichung eines rein menschlichen Vorganges. Und wie hier, so lässt Homer überall bei den wunderbaren Erscheinungen und Verflechtungen der Götter in das menschliche Treiben eine natürliche Erklärung zu, bald sind die Götter das dem Innern des Menschen Immanente, die sinnlich plastische Gestaltung menschlicher Gefühle, Leidenschaften und Entschliessungen, bald die Mächte der Zustände, in denen sich die Menschen befinden, bald der Grund dessen, was den Menschen zustösst. —

Achilleus, durch Agamemnons Drohung, ihm die Briseis zu nehmen, in die äusserste Wuth versetzt, schwankte lange hin und her, — Ilias I 190 — ob er das scharfe Schwert von der Hüfte reissen und den Atriden niederhauen, oder ob er den Grimm bezähmen sollte. Die kalte Besonnenheit gewann zuletzt die Oberhand. Diese Entscheidung aber war das Werk der Athene, welche hinter Achilleus tretend, ihn bei den goldenen Locken fassend mit verständigen Worten seinen Zorn bewältigte.

Als der getödtete Hector Tag für Tag von seinem Gegner so unwürdige Behandlung erlitt, machte sich Priamos mit dem gewagten Unternehmen vertraut, heimlich bei Nacht nur mit einem Herold in das feindliche Lager zu gehen und unter Erstattung von kostbaren Geschenken die Herausgabe seines Sohnes zu erbitten. Der Dichter stellt diesen geistigen Vorgang folgendermassen dar: Die stürmische Iris erhob sich, nachdem sie vom Kroniden den Befehl erhalten, vom Olymp und kam ins Haus des Priamos, wo sie Jammer und Klage antraf. Hier trat sie nahe zu ihm und tröstete ihn, den Zitternden, und sprach: der Olympos gebietet dir, den göttlichen Hector zu lösen und dem Achilleus Gaben zu bringen, die sein Herz allein erweichen, und kein Troer soll sonst mit dir gehen, nur ein alter Herold soll dir folgen. Und als die Iris so gesprochen, schwebte sie von dannen; den Priamos aber trieb trotz Bitten und Klagen der Hecuba das eigene Herz und Verlangen, durch das weite Lager der Achäer zu den Schiffen zu gehen. — Ilias XXIV 160. —

In dieser Art weiss der Dichter durch Ilias und Odyssee die Götterindividuen lebendig mit den menschlichen Handlungen zu verflechten und die einzelnen Begebenheiten stets in das Allgemeine des Göttlichen aufzufassen. So werden für den Hörer der Dichtungen die Menschen in ihrem Thun und Denken zu Erscheinungen göttlicher Mächte und göttlicher Gedanken. —

13. Gregor's VII. Urtheil über seine Kirchenpolitik.

Nachdem Gregor VII. den päpstlichen Stuhl bestiegen, richtete er sein Augenmerk darauf, die durch fleischliche und weltliche Bande gefesselte katholische Kirche zu der Freiheit zu führen, die ihr gebührte. Fleischlich war die Kirche durch die noch immer geltende Priesterehe, weltlich durch die herrschende Simonie. Zuerst erklärte er die Priesterehe für Unzucht und die beweibten Priester für Buhler und Ehebrecher. Die Empörung eines Theils des Clerus über diesen Schritt des Papstes war gross; aber durch Anreizung des niedern Volkes wider die verehelichten Geistlichen brach das päpstliche Gesetz gegen die Verzweiflung derselben sich Bahn. Dieser erste Sieg munterte zu weiterem Kampfe auf; die Unsitte der Simonie d. h. des Verkaufs geistlicher Aemter war seit langer Zeit in allen christlichen Ländern etwas sehr gewöhnliches; nicht selten kam es vor, dass die höchsten Stellen, Bisthümer und Abteien von den weltlichen Fürsten demjenigen vergeben wurden, der die grössten Summen dafür bezahlte. Gregor aber fasste den Begriff der Simonie weiter. Die Verleihung geistlicher Stellen durch Laien, die Laieninvestitur, galt ihm als Simonie. Gegen sie richtete sich der Beschluss der römischen Synode von 1075: mit dem Banne wurde jeder Laie vom Kaiser belegt, der eine geistliche Stelle vergab, nicht minder jeder Geistliche, der von einem Laien eine Stelle annahm. Durch diesen Beschluss nahm der Papst dem Kaiser und den weltlichen Herren ein Recht, das sie bis dahin ausgeübt hatten.

Der Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. begann. Heinrich den päpstlichen Anmassungen sich widersetzend handelte lediglich nach dem bei seiner Erwählung geschworenen Eide. Drohungen und Excommunication erfolgten vom Papste, das Absetzungsurtheil des Papstes war die Antwort des Kaisers. Da entfesselte Gregor den Geist der Fürsten und Völker gegen Heinrich dadurch, dass er alle Christen von dem geschworenen Eid der Treue gegen den Kaiser löste und diesem von Neuem fluchte. Die Mehrheit der deutschen Fürsten stellte sich auf Gregors Seite. Heinrich beugte sich der Macht des Papstes zu Canossa. Aber die Freude

solcher Genugthuung war für den Papst nur kurz und bedeutungslos, denn bald danach ergriff Heinrich im bittern Groll die Waffen. Noch einmal Bannfluch und Entsetzungsdecret, ein Gegenpapst und ein Gegenkönig, Italien und Deutschland voll vergossenen Blutes. Heinrich drang siegreich bis Rom vor und belagerte den Papst in der Engelsburg. Unter dem Schutze der Normannen entfloh dieser nach Salerno; unter neuen Flüchen gegen Heinrich beschloss er sein Leben mit dem Troste: weil er Gerechtigkeit geliebt und Ungerechtigkeit gehasst habe, sterbe er in der Verbannung: dilexi iustitiam et odivi iniquitatem, propterea morior in exilio. —

Es ist kein Anlass zu bezweifeln, dass es dem Gregor Ernst gewesen sei mit diesem Zeugniss seines Gewissens. Die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache war bei ihm aufrichtig.

Werden wir uns aber dem Urtheile des Sterbenden über seine Kirchenpolitik anschliessen? Gab Gregor in seinen langjährigen Kämpfen wirklich einen deutlichen Beweis, dass er die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehasst habe?

Ueber das, was recht und unrecht ist, entscheidet das allen Menschen angeborene Gewissen oder Sittengesetz. Nach diesem gilt als Unrecht, dem Mitmenschen erworbene Rechte gewaltsam zu nehmen. In diesem Falle aber befand sich Gregor. Denn bis dahin hatten noch die Priester das Recht der Ehe, hatten die weltlichen Fürsten das Recht der Investitur. Wenn nun Gregor, um den Priestern die Ehe zu nehmen, die Gemeinden gegen sie aufwiegelt, wenn er, um den weltlichen Fürsten die Investitur zu nehmen, die Unterthanen vom Eide der Treue freispricht, so sind das offenbar Eingriffe in fremde Rechtssphären.

Doch sagt man dagegen: Gregor nahm den Priestern und Fürsten nur, was sie unrechtmässiger Weise seit langen Zeiten besassen. Verbot er den Priestern die Ehe, so that er, was die Kirche schon längst verlangt hatte, und war auch die Laieninvestitur seit Jahren Brauch, mit ihrer Aufhebung vollstreckte Gregor ein von der kirchlichen Tradition schon längst gefordertes Recht, dass alles Weltliche sich dem Geistlichen unterzuordnen habe, dass die Fürstenthümer und weltlichen Gewalten der Kirche Gehorsam schuldig seien, die mit der Macht zu binden und zu lösen ausgestattet sei; dem Papste, als sichtbarem Haupte des Gottesreiches auf Erden, welches die Sittlichkeit unter den Menschen zur höchsten Reinheit zu führen berufen sei, habe es darum obgelegen, den allgemein ausgesprochenen Willen der Bürger des Gottesreiches auszuführen, und wie sehr Gregor Recht gehabt habe, bezeuge bis zum heutigen Tage die römische Kirche, die seine Politik noch immer hoch halte. —

Hierauf diene zur Antwort: Wenn auch Gregors Handeln nicht als willkürlich, sondern mit der kirchlichen Tradition übereinstimmend erscheint, und er als Oberster der Christenheit und insbesondere als Nachfolger Petri verpflichtet war, den Willen der Kirche auszuführen, so bleibt doch immer noch die Frage offen, ist sein Handeln darum Gerechtigkeit, weil er den Willen der Kirche zur Ausführung brachte? ist jedes Handeln, das mit der kirchlichen Tradition übereinstimmt, darum gerecht, und jedes Handeln, das dem Willen der Kirche widerspricht, darum ungerecht? — Durchaus nicht. Die Kirche ist zwar Gemeinschaft der Getauften, aber nicht sittlich reiner Menschen. Unfromme und Gottlose leben in ihr unter Frommen und Gottesfürchtigen, unter dem Weizen das Unkraut. Dass der Einfluss der Gläubigen alle Zeit der mächtigere ist, lehrt die Kirchengeschichte keineswegs; unlautere Elemente haben oft die Oberhand gewonnen; auf dem apostolischen Stuhle haben unsittliche Individuen gesessen. Die sittliche Rechtfertigung Gregors aus der Uebereinstimmung mit der Tradition ist demnach unge-

nügend, und wenn auch die römische Kirche bis auf den heutigen Tag seine Politik billigen mag, die Kirchen der Reformation haben ihre Missbilligung dadurch ausgesprochen, dass sie die Cölibatsgesetze aufhoben und in der Verleihung geistlicher Stellen durch weltliche Herren nichts unchristliches sahen. Die Uebereinstimmung mit der Tradition allein erweist Gregors Sache nicht als Gerechtigkeit. —

Aber weiter. Wenn Gregor die durch kirchliche Tradition wie gute Sitte aller gebildeten Völker, heidnischer wie christlicher, hochgehaltene Heiligkeit des Eidschwurs zerstörte, indem er Heinrichs Unterthanen zurief: ich absolvire euch alle von dem Eide, welchen ihr dem König Heinrich geschworen, so wird es deutlich, bis zu welcher Verletzung des allgemeinen sittlichen und christlichen Bewusstseins ihn die Anmassung trieb, als Haupt der Christenheit und Nachfolger Petri der Träger der Gerechtigkeit zu sein. Eine Gerechtigkeit, welche den Eidbruch zur Gewissenssache macht, ist keine Gerechtigkeit, ist Frevel.

Der fanatische Gedanke also, dass der Nachfolger Petri mit der Macht, zu binden und zu lösen, auch Herr der Sittlichkeit sei, hat den Gregor auch im Sterben nicht verlassen und ihm jene Worte eingegeben, die wohl als Zeugniss einer ungebeugten Charakterfestigkeit gelten mögen, aber auf den Beifall unsers Gewissens keinen Anspruch erheben können.

14. Hat Lessing Recht, wenn er im Laocoon behauptet, dass der Artist nichts Transitorisches darstellen dürfe?

Im dritten Kapitel des Laocoon entwickelt Lessing zwei Fundamentalsätze seiner Kunsttheorie. Kann der bildende Künstler, sagt er, von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick und der Maler im Besondern diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht blos erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholter Massen betrachtet zu werden: so ist es gewiss, dass jener Augenblick nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel lässt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können. Je mehr wir hinzudenken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. Ferner. Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, so muss er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken lässt. Alle Anschauungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, dass sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein widernatürliches Aussehen. —

Der zweite Satz beschränkt den ersten. Der fruchtbarste Augenblick, der zur Darstellung also am geeignetsten ist, darf nie transitorisch sein. Lessing beruft sich für die Wahrheit seiner Regel auf die Laocoonsgruppe: wenn Laocoon seufze, so sei das ein fruchtbarer Moment, weil die Phantasie ihn kann schreien hören; andererseits schreie er nicht, weil der heftigste Schmerz, welcher einem Manne das Schreien auspresse, vorübergehend sei; weil auch der geduldigste, standhafteste Mann nicht unablässig schreie. —

Dieser Beweis Lessings kann nicht genügen. Wenn Lessing das Seufzen als keinen transitorischen Moment fassen will, warum soll das Schreien transitorisch sein? Heftiger Schmerz kann lange andauernd, Schreien deshalb ebenso gut als nicht vorübergehend gedacht werden.

Goethe erhebt aus der Betrachtung der Laocoonsgruppe gewichtigen Widerspruch

gegen Lessing. In seiner Abhandlung über Laocoon sagt er: Aeusserst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Momentes. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muss ein vorübergehender Moment gewählt sein. Kurz vorher darf kein Theil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz hernach muss jeder Theil genöthigt sein, diese Lage zu verlassen. Um die Intention des Laocoon recht zu fassen, stelle man sich in gehöriger Entfernung mit geschlossenen Augen davor, man öffne sie und schliesse sie sogleich wieder, so wird man den ganzen Marmor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, wie sie jetzt da steht, ist sie ein fixirter Blitz, eine Welle versteinert in dem Augenblicke, da sie gegen das Ufer anströmt.

So stehen zwei grosse Dichter und Kunstrichter einander schroff gegenüber. Wer von beiden hat Recht?

Gehen wir zurück auf Lessings Auffassung vom Transitorischen. Wird darunter im wörtlichen Sinne jedes Vorübergehende verstanden, so hat Lessing Unrecht gegenüber Goethen; denn wenn der fruchtbarste Moment nach Lessing zugleich unsere Phantasie ins Spiel setzen soll, wie könnte er dies anders thun, als wenn er uns die vorhergehende Action erkennen und auf den Fortgang der Handlung schliessen liesse? Jeder wahrhaft fruchtbare Moment muss darum transitorisch sein. —

Aber Lessing verbindet mit dem Transitorischen einen Begriff, der an und für sich nicht darin liegt, nämlich den des plötzlichen Ausbrechens und plötzlichen Verschwindens. Mithin fasst er das Transitorische nicht als einen vorübergehenden Moment in einer längeren Kette aufeinanderfolgender Augenblicke derselben Action auf, sondern als etwas unerwartet und darum unvermittelt Eintretendes. Dies, fixirt gedacht, ist natürlich nicht im Stande, unsere Phantasie ins Spiel zu setzen, weil es den Rückschluss auf die vorhergehenden Momente unmöglich macht und ebenso den Schluss auf die folgenden, somit also unsere Phantasie nicht ins Spiel setzen kann. Und darin wird ihm auch Goethe unbedingt beistimmen.

Wie wenig aber in der Laocoonsgruppe etwas plötzlich Auftretendes und plötzlich Verschwindendes zur Darstellung gekommen ist, davon giebt uns Goethe in seiner Erklärung derselben einen trefflichen Beleg. Ihm stellt sich die Gruppe dar als ein Moment in einer tragischen Idylle: ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen, sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszureissen; der Körper des einen ist durch die Umwindung wehrlos gemacht, der andere ist zwar wehrhaft, aber verletzt, dem dritten bleibt Hoffnung zur Flucht übrig. In dem ersten Fall ist der junge Sohn, im zweiten der Vater, im dritten der ältere Sohn. Dies ist der fruchtbarste Moment aus der ganzen Idylle zur Darstellung. Beim tieferen Versenken in die Gruppe werden wir sogleich gewahr werden, dass sich dieselbe verändern muss, aber mit dem nächsten Moment wird der letzte Schein von Hoffnung aus der Gruppe verschwinden, wir haben keine tragische, sondern eine grausame Vorstellung, die in uns das Gefühl der Schönheit nicht mehr hervorrufen könnte.

15. Die drei Mauern der Romanisten und ihre Erstürmung durch Luther im Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation.

Die Richtung, welche die römische Hierarchie seit den Tagen Gregors in Deutschland eingeschlagen, war für Reich und Kirche zugleich unheilvoll geworden. Aus der Gemeinschaft, welche allein das religiöse und sittliche Leben pflegen sollte, war eine politische Macht geworden, die mit der kaiserlichen um die Weltherrschaft rang. Die Kirche trug den Sieg über die weltliche Macht davon. Aber es war ein kadmeischer Sieg. Je mehr die Kirche ihrer geistigen Mission vergass und im weltlichen sich ausdehnte, versiegten die Quellen, welche dem religiösen Bedürfniss der Völker Erquickung schaffen konnten. Das Verlangen nach einer Reformation an Haupt und Gliedern machte sich geltend. Am Schluss des 14. und im Lauf des 15. Jahrhunderts wurde dieser Ruf kräftig erhoben; aber die Wege, welche die Hierarchie wies, waren ausgetreten und öde. Das Laienelement mit seinen berechtigten Forderungen wurde von ihr verachtet. Im 16. Jahrhundert erstand als Führer der Opposition Dr. Martin Luther. Indem ihm weder das dogmatische, noch das kirchenpolitische, sondern nur das allgemeinste religiöse Interesse am Herzen lag, sah er in seinem Geiste klar, dass von der in Weltlust und Herrschbegier versunkenen Hierarchie nichts zu hoffen war; er wandte sich an die gebildeten Laien; da allein durfte er Verständniss für die Noth der Zeiten und guten Willen zur Besserung erwarten. Unter den ersten grundlegenden Schriften Luthers ragt vornehmlich hervor das Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation: von des christlichen Standes Besserung. In der Zueignung dieser Schrift an Amsdorf sagt Luther es ausdrücklich, dass er etliche Stücke vorgelegt habe, ob Gott wolle durch den Laienstand seiner Kirche helfen, sintemal der geistliche Stand, dem es billig gebührte, ist ganz unachtsam geworden. Nach einer Ansprache an den Kaiser und christlichen Adel beschreibt Luther drei Mauern, mit denen sich die Romanisten umgeben haben, um die Reformation zu hindern.

Die erste Mauer ist: wenn man hat auf sie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesagt, weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie; geistliche sei über weltliche.

Die zweite Mauer: wenn man sie mit der heiligen Schrift strafen wollte, setzten sie dagegen, es gebühre die Schrift Niemand auszulegen, denn dem Papste.

Die dritte Mauer: drohte man ihnen mit einem Concilium, so erdichteten sie, es möge Niemand ein Concilium berufen, denn der Papst. —

Zur Erstürmung der ersten Mauer, von der Obergewalt des Geistlichen über das Weltliche, nimmt Luther die Waffen aus der Heiligen Schrift. Nach dieser giebt es keinen Unterschied der Stände. Alles, was aus der Taufe gekrochen ist, mag sich rühmen, dass es schon Priester, Bischof und Papst geweihet sei. Das geistliche Amt ist aus dem Verlangen nach äusserer Ordnung hervorgegangen; weil es nicht möglich ist dem ganzen Haufen der Christen, Wort und Sacrament zu verwalten, so ist solches Amt Einzelnen übertragen, das ihnen natürlich auch wieder genommen werden kann. So giebt es wohl einen Unterschied der Aemter unter den Christen, aber nicht des Standes; alle sind in Christo ein Leib und nicht zwei Leiber, der eine weltlich und der andere geistlich. Neben diesen geistlichen Amtsträgern steht die weltliche Obrigkeit mit ihren Beamten: sie hat das Schwert und die Ruthen in der Hand, die Bösen damit zu strafen, die Frommen zu schützen. Desgleichen haben auch die Schuster, Schneider, Schmiede, Bauern etc. ihr Werk und ihr Amt und sind doch alle geweihte Priester

und Bischöfe. Nur soll jeder den andern sein Amt frei treiben lassen, so soll vor allem die weltliche Gewalt frei sein in Bestrafung der Bösen, auch wenn es Pfaffen, Bischöfe und den Papst trifft.

Indem so Luther das allgemeine Priesterthum aller Christen nach dem Neuen Testament geltend macht, jedem Stande und Werke aber die Erfüllung seiner Aufgabe frei und ungehindert lässt, der politischen Macht die Rechtsübung und Strafgewalt über alle Christen, also auch über die Geistlichen, der geistlichen Macht das Amt am Wort und Sacrament über alle Getauften, also auch über die Fürsten und Herren, zerstört er die römische Lehre von dem iure divino bestehenden Unterschied der Stände, der Herrschaft des Geistlichen über das Weltliche. Die erste Mauer ist zerstört, sie hat sich als Papiermauer erwiesen.

Die zweite Mauer ist noch loser und untüchtiger: es gebühre Niemand die Schrift auszulegen, denn dem Papste. Die Waffen zur Erstürmung nimmt Luther gleichfalls aus der Schrift. Nach derselben ist jeder Gläubige von Gott gelehrt und richtet als geistlicher Mensch alle Dinge. Er hat darum das Recht der Schriftauslegung. Niemand darf ihn darin meistern. Die Ausnahmestellung des Papstes und seine Unfehlbarkeit in der Lehre ist Gaukelei mit unverschämten Worten; das Recht der Geistlichkeit auf Schriftauslegung allein abzuleiten aus der Gewalt zu binden und zu lösen, ist ein eitles Vorgeben, da diese Macht nicht einem Einzelnen, sondern der ganzen Gemeinde vom Herrn zugewiesen ist. —

Zugegeben, dass jeder Gläubige Priester ist und als von Gott gelehrt die Heilige Schrift richten mag, frei und ungehindert, so fällt die dritte Mauer: es kann Niemand ein Concil berufen, denn der Papst. Denn wo der Papst wider die Schrift handelt, hat jedes Glied der Christenheit als Priester und Bischof das Recht, ihn zu verklagen; darum, wo es die Noth fordert, und der Papst ärgerlich ist der Christenheit, soll dazu thun, wer es am ersten kann, als ein treues Glied des ganzen Körpers, dass ein Concil werde. Wie bei einer Feuersgefahr Niemand stille steht und das Feuer brennen lässt, weil er nicht das Amt des Bürgermeisters hat, so auch in der geistlichen Stadt Christi. Die Gewalt des Papstes zu Rom ist angemasst, und wo er sie missbraucht, sollte man das achten als eines tollen Menschen Vornehmen.

Dies die Erstürmung der drei Mauern der Romanisten.

Wollte Luther die Laien zur Neugestaltung des religiösen und sittlichen Lebens in der Kirche auffordern und kräftig machen, so musste er ihnen die Freiheit des Handelns und die Freiheit des Denkens bieten, denn nur, wo diese Freiheiten sind, kann sittlicher Ernst und geistiges Leben gedeihen. Die sittliche Freiheit gab Luther durch die Aufhebung des Unterschiedes von Geistlichem und Weltlichem, durch die Geltendmachung des echt christlichen Grundsatzes von der allgemeinen Priesterschaft des Christenmenschen. Damit eröffnete er jedem, wie den Zugang zu dem himmlischen Vater ohne Vermittlung eines Menschen, so auch das Recht, frei und ungehindert auf das religiöse Leben der Mitchristen zu wirken. Theilte Luther mithin den Laien eine Gewalt zu, die bis dahin allein die Priester ausübten, so überwies er ihnen auch die völlige Verantwortung für ihr Handeln, und das mit Recht. Sittliches Handeln ist nur da, wo frei gehandelt wird d. h. die Verantwortung allein dem Handelnden zufällt. —

Die Freiheit des Handelns wäre aber werthlos, wenn sich ihr nicht die Freiheit des Denkens beigesellte; denn woher sollten die Individuen die Maximen des Handelns nehmen, wenn ihnen der Weg verschlossen wäre, diese durch eigenes Denken zu gewinnen. Darum gab Luther die Auslegung der Heiligen Schrift frei und damit überhaupt alle Wissenschaft und Kritik.

Mit diesen Freiheiten ausgestattet kämpften die Reformatoren und ihre Freunde. In diesen Freiheiten liegt das Wesen des Protestantismus; auf ihnen ruht die Existenz der evangelischen Gemeinden bis auf den heutigen Tag.

16. Nathans Parabel von den drei Ringen und ihre Deutung.

Der Kern und Stern von Lessings Nathan ist die Parabel von den drei Ringen; nur wenn diese richtig verstanden wird, eröffnet sich dem Leser der klare Einblick in die Handlung selbst. Dem Juden war von dem Sultan die Frage vorgelegt, welche von den vorhandenen Religionen die wahre sei; statt nun eine bestimmte zu nennen, speist ihn Nathan mit einem Märchen ab, das nicht etwa die Frage umgeht, sondern die Beantwortung in poetischer Einkleidung dem Wissbegierigen bietet. Nathan thut das, was nach den neutestamentlichen Schriften der Heiland vielfach gethan in der ganzen Gruppe von Parabeln, in welcher er das Wesen des Himmelreiches vorführt, denen, welche Ohren zu hören haben, verständlich, den andern ebenso unverständlich, als wenn er ohne poetische Einkleidung die Wahrheit gegeben.

Vor vielen Jahren lebte im Osten ein Fürst, der einen Ring besass, dem die Kraft innewohnte, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trug. Der Herr vererbte diesen Ring von seinen Söhnen dem geliebtesten, und dieser wieder dem geliebtesten und stets bewährte der Ring seine Kraft. Da kam er in den Besitz eines Vaters von drei Söhnen, die alle diesem gleich gehorsam und gleich lieb waren; so hatte er die Schwachheit, jedem Sohne im Geheimen den Ring zu versprechen, und als es nun zum Scheiden kam, liess er von einem Goldschmied zwei weitere Ringe anfertigen, die dem ächten so ähnlich waren, dass der Herr sie selbst nicht unterscheiden konnte. Jedem Sohne gab er einen Ring und starb. Da erhob sich unter den Brüdern Streit. Jeder als Besitzer des echten Ringes wollte Fürst im Hause sein; sie riefen das Urtheil des Richters an; aber auch dieser konnte nicht entscheiden, da er an keinem Ringe die verheissene Kraft wahrnahm; ihm schien es, als ob der echte Ring verloren; doch gab er den Zankenden den Rath, jeder möge seinen Ring für den echten halten und die Kunst desselben bewähren in Sanftmuth, in herzlicher Verträglichkeit, in Wohlthun, in innigster Gottergebenheit; nach tausend Jahren werde dann ein weiserer Richter das Urtheil sprechen.

Drei Brüder also erscheinen mit dem Anspruch auf das Fürstenrecht vor dem Richter, jeder kraft eines Ringes, der ihm vom Vater übergeben mit der Fähigkeit, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, das Anrecht auf den Vorstand der Familie verlieh. Für die Echtheit seines Ringes beruft sich jeder auf ein äusseres Ereigniss, auf die Schenkung seitens des Vaters. Für den Richter, wie für die Brüder sind aber die Ringe nicht zu unterscheiden, und doch hatte der echte Ring ein Merkmal, welches ihn zu einem Zauberring mit magischer Kraft zu stempeln schien; und dass der Ring seine Kraft verloren habe, hat uns der Dichter doch nicht erzählt.

Aber sehen wir uns denselben genauer an; er hatte die Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trug. Der echte Ring äussert also seine Kraft nicht in jedem, sondern erfordert dazu eine Bedingung: Zuversicht oder Glauben; fehlt diese Zuversicht, so ist er wie jeder andere Ring ein Schmuck und nicht mehr als die unechten, wie dies ja auch daraus hervor geht, dass der Besitzer des echten Ringes ebenso zankt, wie

die Besitzer der unechten. Dass aber der echte Ring verloren gegangen sei, ist nur eine Vermuthung des Richters, die der Dichter nicht theilt.

Ebensowenig als der echte Ring ein Zauberring ist, hindern die unechten Ringe die Besitzer, sich vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Dass die Brüder, welche die unechten Ringe vom Vater bekommen haben, vor dem Richter zanken, liegt nicht an einer geheimen Kraft derselben, sondern an dem streitsüchtigen Herzen der Besitzer. So hat der Herr des echten Ringes vor den Herren der unechten Ringe nichts voraus; sie alle drei stehen unter demselben Gesetze: Beliebtheit vor Gott und Menschen ist nur zu erlangen durch Reinheit des Herzens und Willens. Dem entsprechend ist auch der Rath des Richters, den äussern Streit beizulegen dadurch, dass jeder durch sittliche Kraft seinen Ring als den echten zu erweisen suche, dann werde der echte Ring sicher den Besitzer vor Gott und Menschen angenehm machen, wenn er ihn in Zuversicht trage, und die unechten Ringe werden ihren Besitzern die Beliebtheit vor Gott und Menschen nicht unmöglich machen, da sie die Reinheit des Herzens und Willens nicht hindern können. Das Ziel des Wetteifers wird also dasselbe sein, und selig in der Liebe Gottes und der Menschen werden die Herren den Streit um die Ringe vergessen, die nicht geben konnten, was nur die geistigen und sittlichen Kräfte des inwendigen Menschen vermögen.

Entkleiden wir nun die Parabel des poetischen Gewandes. Die drei Ringe sind die drei grossen monotheistischen Religionen, von denen jede ihren Bekennern als die wahre und echte gilt, die andern als die unwahren und falschen erscheinen, so lange die äusseren Merkmale derselben, ihr historischer Ursprung, ihre Lehrentwickelung, ihre Cultusformen als das wesentliche hervorgehoben werden; in Werthschätzung dieser liegt der Grund zu gegenseitigem Hass, zu gegenseitiger Verfolgung und Verachtung, und die Unmöglichkeit, den Frieden mit Gott und den Menschen, welchen die Religionen als seligen Lohn verheissen, zu gewähren. Weil nun so die Religionen ihren Zweck nicht erfüllen können, sollen wir es aufgeben, nach äusseren Merkmalen den Werth derselben zu bestimmen, sondern allein nach dem Maasse, wie sie im Stande sind, die sittlichen Kräfte und Fertigkeiten des Menschen in Thätigkeit zu setzen: der Beweis des Geistes und der Kraft ist es, den jede Religion an ihren Anhängern zu liefern hat in Sanftmuth, in herzlicher Verträglichkeit, in Wohlthun und in innigster Gottergebenheit. Mag nun also jeder seine Religion für die wahre halten, suche aber die sittlichen Kräfte durch sie zu entfalten; dann wird sich einst aller Zwist lösen und zwar in der Weise, dass entweder eine Religionsgemeinschaft durch ihr gottergebenes und edles Handeln die anderen so übertrifft, dass diese schliesslich dem Zuge ihres Herzens nicht widerstehn und sich in sie auflösen, oder der Wetteifer im Gutesthun in allen Gemeinschaften so innig und gleichmässig wird, dass darüber die sie trennenden äusseren Merkmale zurücktreten und völlig vergessen werden und alle dieselbe ungeheuchelte Achtung und selbstverleugnende Liebe umschliesst. Die Wege sind verschieden, das Ziel dasselbe: Friede mit Gott, Friede mit den Menschen.

17. Die tragische Katharsis in Goethe's Iphigenie.

Aristoteles giebt in seiner Poetik Cap. 6 die Wirkung der Tragödie mit folgenden Worten an: *δὶ ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν*, zu deutsch: durch Erregung von Furcht und Mitleid hat die Tragödie die Befreiung von derartigen Ge-

fühlen zum Enderfolge. Eine eingehende Interpretation jener Stelle hat von den deutschen Kritikern zuerst Lessing versucht in der Hamburger Dramaturgie; er kam zu dem Resultate, dass durch Mitleid und Furcht, welche die Tragödie erwecken, das Mitleid und die Furcht der Zuhörer geläutert werden soll, dass durch die Leidenschaften der handelnden Personen die Leidenschaften der Zuschauer gereinigt werden sollen. Anders fasst Goethe jene Stelle auf. Nach ihm hat Aristoteles in jener Erklärung nicht an den Effect der Tragödie auf die Zuschauer gedacht, sondern an die handelnden Personen, deren jede, nachdem sie durch Furcht und Mitleid aufgeregt ist, mit Ausgleichung solcher Leidenschaften, mit Versöhnung solcher Leidenschaften zuletzt auf dem Theater ihr Geschäft abschliesst. (Goethe's Werke, Hempel Bd. 29, S. 491.) Neuere Aesthetiker haben Goethen nicht minder als Lessing in ihren Interpretationen widersprochen; doch lassen wir den wissenschaftlichen Streit und prüfen Goethes Iphigenie nach dem Maassstab, welchen uns Goethe an die Hand giebt. Wir haben demnach von den handelnden Personen zu erwarten, dass sie durch Furcht und Mitleid aufgeregt werden und schliesslich mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihre Handlung auf der Bühne abschliessen.

Iphigenie, durch Diana nach Tauris verbannt, nährte hier als Priesterin die stille Hoffnung, dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen das schwerbefleckte Vaterhaus zu entsühnen. Diese Hoffnung wird tief herabgestimmt durch die Bitte des Thoas, ihm als Gattin in sein Haus zu folgen; vergebens sucht Iphigenie ihn durch die grauenvolle Geschichte ihrer Vorfahren von dem Schritte abzulenken, sie weigert sich dem Könige die Hand zu geben und veranlasst dadurch den harten Befehl, die eingestellten Menschenopfer wieder zu vollziehen. Die Aussicht, mit dem Blute Unschuldiger ihre reinen Hände zu beflecken, erfüllt ihre Seele mit qualvoller Furcht, von der sie Befreiung bei Diana erbittet. Die Furcht steigert sich, als sie von Pylades die erschütternde Nachricht bekommt, dass ihr Vater von ihrer Mutter ermordet sei und so ihre selige Hoffnung gänzlich vernichtet. Doch weicht die Furcht wieder dem innigen Mitleid mit den Landsleuten, deren Leben durch den Befehl des Thoas schwer bedroht ist. Das Mitleid steigert sich, während ihr Orest weitere Kunde giebt von den Ihrigen und mit dem Bekenntniss endet, dass er ihr Bruder sei. Da löst sich Furcht und Mitleid vollends auf in Freude über die nun bevorstehende Erfüllung aller Hoffnung. Als aber Pylades diese nur durch Lüge und Verrath zu erreichen glaubt, und ihr den Anschlag mittheilt, durch welchen sie den König täuschend die glückliche Heimfahrt mit Dianens Bilde gewinnen, da fürchtet Iphigenie durch Unwahrheit und Undankbarkeit die Reinheit des Herzens zu verlieren und die Befreiung des Bruders vom Fluche doch nicht zu erreichen. Noch einmal sucht dagegen Pylades in ihr das Mitleid mit dem Bruder wachzurufen und hält ihr die Verzweifelung vor, der sie verfallen werde, wenn Orest mit ihm zu Grunde ginge. Da will Iphigenie dem Bruder folgen. Aber je mehr ihr Mitleid mit dem Bruder wächst, wächst auch die Furcht vor Befleckung des Herzens, schon regt sich in ihrem Busen, wie sie keinen Ausgang aus dieser dringenden Noth weiss, der Widerwille gegen die Götter, der titanische Hass gegen die Olympier; da tönt vor ihren Ohren das warnende Lied der Parzen und alle endlichen Sorgen, alle Furcht um sich, alles Mitleid mit dem Bruder löst sich aus ihrer Seele durch das innige Gebet an die Götter: Rettet mich, rettet euer Bild in meiner Seele. Zu demüthiger Gottergebenheit läutern sich die beiden ihre Seele aufregenden Affecte; ihr Leben und das der beiden Hellenen nicht achtend giebt sie vor dem Könige der Wahrheit

die Ehre und heilig in dieser Selbstüberwindung gewinnt sie den beseligenden Lohn ihres Gottvertrauens: Heimkehr und Entsühnung des fluchbeladenen Vaterhauses. —

Orest war nach Tauris gekommen, um das Bild der Diana zur Entsühnung des Muttermordes nach der Heimath fortzuführen. Sein Gemüthszustand ist durch die dauernd vor seine Seele tretende Erinnerung an die grauenvolle Vergangenheit seines Lebens tiefgedrückt, die Vergangenheit erfüllt ihn mit Furcht vor der Zukunft in dem Maasse, dass er verzagt und kleinmüthig alles Handeln für erfolglos hält und im Tode allein Befreiung der Qualen zu finden meint. In seiner hoffnungslosen Verdüsterung erregt blos noch eins seine Theilnahme, die Sorge für den unschuldigen Pylades, der nach dem Befehle des Thoas mit ihm geopfert werden soll, doch ist auch dies Mitleid nicht stark genug, um ihn zu kräftiger That zu treiben; er überlässt sich der Führung des Freundes, ob dessen List und Heimlichkeit gleich seinem Charakter widersprechen. Seine Furcht mindert sich, als er von Iphigenie den Trost erfährt, dass sie seine Rettung vom Tode veranlassen werde, und von der Reinheit der Jungfrau wird er so wundervoll angeweht, dass inniges Mitleid mit ihr ihn zum Geständniss seiner wahren Absichten treibt und er sie bittet, mit Pylades zum schönen Griechenland zu fliehen. Als aber Iphigenie den von Gewissensqualen heftig aufgeregten durch das Geständniss aufzurichten hofft, dass sie seine Schwester sei, da steigert sich das Mitleid mit der Schwester in so krankhafter Weise, dass er sie anfleht, nach seiner Opferung ihm gleich ins Todtenreich zu folgen, da das heitere Leben der Oberwelt ihnen kein Glück biete, sondern des Atreus Geschlecht verdammt sei, sich wechselseitig zu morden. Die Läuterung von diesen übermächtigen Affecten der Furcht und des Mitleides wird eingeleitet durch eine Vision der Unterwelt, wo die Erinnerung an alles Vergangene entschwunden ist, und das Geschlecht der Ahnen in Frieden und Einigkeit lebt. Als Orest aus diesem traumartigen Zustande erwacht, findet er sich genesen in den Armen der Schwester und des Freundes; in innigem Gebet an die Götter, die nun allen Fluch in Segen umwandeln, löst sich seine Seele rein und frei von Verzagtheit und Verzweifelung. Zur That ist er jetzt kräftig; doch noch ist er bereit, mit Gewalt den Willen Apollos auszuführen; als aber die Schwester ihn auch davon abhält, gewinnt seine Seele völlige Klarheit, die er durch die Einsicht in den wahren Sinn des delphischen Orakels an den Tag legt.

Dieselbe Läuterung der Leidenschaften lässt sich auch an den andern Personen des Gedichtes nachweisen. Goethes Theorie von der Katharsis finden wir in der Iphigenie bestätigt.

Doch gehen wir noch einmal auf Lessings Interpretation jener aristotelischen Stelle zurück, ob sie sich vielleicht auch auf die Iphigenie anwenden lässt. Nach derselben hat die Tragödie durch Erregung von Furcht und Mitleid in den Herzen der Zuschauer eine Reinigung derartiger Affecte hervorzurufen. Jeder Zuschauer, der sich den Wirkungen der Tragödie aussetzt, ist aus dem alltäglichen Leben mit seiner Noth und seinen Gefahren genügend von den Affecten der Furcht und des Mitleids aufgeregt. Der dramatische Dichter zwingt nun den andächtigen Zuschauer, seine im alltäglichen Leben erregten Affecte allmählich aufzugeben und sich in die Leidenschaften der auf der Bühne handelnden Personen zu versenken und sie an sich zu erfahren, mit Iphigenie und Orest, mit Pylades und Thoas zu fürchten, mit ihnen zu hoffen und zu verzagen, und je mehr er dies thut, wird er auch dieselbe Erfahrung in seinem Innern machen, wie jene, bis auch in ihm schliesslich jene beseligende Läuterung der Leidenschaften erfolgt, wie sie die handelnden Personen erfahren.

Die Wirkung auf die Zuschauer also, welche Lessing nach Aristoteles fordert, leistet auch jede Tragödie, die nach Goethes Interpretation der aristotelischen Stelle gedichtet ist.

18. Das Lied der Parzen und die Gottesfurcht der Iphigenie.

Iphigenie hatte in ihren Kinderjahren von der Amme ein schauriges Lied gelernt, das die Parzen beim Sturze des Ahnherren Tantalus im Grimme über die Gewaltthat der neuen Götter sangen; es mahnt zur Furcht vor den Göttern, welche ihre Herrschaft in ewigen Händen halten und nach Willkür gebrauchen; der soll sie doppelt fürchten, den sie zu sich erheben und an den güldenen Tischen ihrer Wohnung Platz nehmen lassen; erhebt sich ein Zwist, so schleudern sie die Gäste erbarmungslos in die Tiefe, und während sie an den goldenen Tischen ihre ewigen Feste feiern, laben sie sich an den Strafen der Besiegten; so ging es den Titanen, so dem Tantalus, an dessen Bestrafung allein sie nicht Genüge haben, sondern auch ihr Antlitz zum Schmerze des Ahnherren abwenden von Kindern und Enkeln.

Es ist die Vorstellung allmächtiger Naturgötter, die sich in diesem Liede ausspricht. Selbst ohne Sittlichkeit sind die Götter des Mitleids baar und erfreuen sich ausschliesslich an den Aeusserungen ihrer Kraft. Dem Schwächeren geziemt solchen Göttern gegenüber Furcht, um sie nicht etwa zum Zorn zu reizen. Ein Mittel, den Zorn der Götter zu versöhnen, giebt es nach dieser Auffassung vom Wesen derselben nicht.

Durch dies Lied hatte Iphigenie schon im zarten Alter erfahren, dass sie zu dem fluchbeladenen Geschlechte gehöre, von dem die Götter ihr Antlitz abgewandt; wenn sie aber dennoch zur Jungfrau herangewachsen auf Tauris Gestaden im Elende der seligen Hoffnung lebte, dass sie dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen die schwerbefleckte Wohnung entsühnen werde (II 5), so mussten in ihrer Seele Vorstellungen vom Wesen der Gottheit kräftig sein, die fern ablagen von denen der Parzen. Sie kannte das Erbtheil der Kinder des Tantalus: Ungeduld, Maasslosigkeit, Unbesonnenheit und grenzenlose Wuth (I 3), und das Blut des Tantalus rollte auch in ihren Adern; sie wusste, dass jene Leidenschaften ihre Vorfahren zu grauenhaften Verbrechern gemacht, und Gefahr war vorhanden, dass sie als Trägerin desselben Erbtheils den Fluch fortsetzen werde. Allein von Jugend an hatte sie gelernt, erst den Eltern und dann der Gottheit gehorchen, und folgsam fühlte sie ihre Seele am schönsten frei (V 3). Die Tugend des Gehorsams gegen den Willen der Götter pflegte sie in der Fremde, und je reiner und freier ihre Seele sich fühlte, um so mehr musste sich ihr das Bild der Götter als das Bild sittlicher Mächte einprägen, denen alle Willkür fern ist (I 4), sie stellten sich ihr dar als die gnädigen, allwissenden, welche den Menschen zu rechter Zeit geben, was ihnen frommen kann, welche oft der Menschen unzeitiges Flehen unerhört lassen, um die goldenen Hausfrüchte zur Zeit der Reife ihnen zu verleihen; sie sind es, welche der Menschen weit verbreitete, gute Geschlechter lieben und ihnen gern das flüchtige Leben fristen.

Dies Gottvertrauen sieht Iphigenie belohnt; Segen verbreitet sich um sie; die wilden Sitten der Barbaren mildern sich unter ihrem Priesterthum, die Götter erhören ihre Gebete für Fürsten und Volk. In diesem Gottvertrauen nährt sie die stille Hoffnung auf Heimkehr ins Vaterland. Aber noch stehen der Dulderin harte Proben bevor, wollte sie wirklich die Entsühnerin ihres Hauses werden. Sie musste den letzten Rest vom Erbtheil des Tantalus aus ihrer Seele ausrotten. Der König, dessen Bewerbung sie ablehnte, befiehlt ihr die Einführung blutiger Menschenopfer; in ihrer Noth wendet sie sich an die Gottheit. Doch nur zu bald trifft sie ein zweiter Schlag: die Nachricht von dem schrecklichen Tode ihres Vater. Die Erkennung des Bruders erfüllt sie freilich mit jubelnder Freude, aber sofort sieht sie sich

vom langersehnten Ziele weit entfernt. Befreiung des Bruders vom Fluche, Rückkehr in die Heimath war nur möglich durch Raub am Tempel, durch Lüge und Verrath an dem Könige. Wie ihre Hoffnung so schwindet, mit Reinheit des Herzens die Entsühnung ihres Hauses herbeizuführen, da taucht der titanenhafte Widerwille gegen die Götter in ihrer Brust auf, sie fürchtet, dass tiefer Hass gegen die Olympier ihre zarte Brust mit Geierklauen fassen werde, und mit Schaudern gedenkend des gern vergessenen Ammenliedes bricht sie in das erlösende Gebet aus: Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele.

Und die Götter retten ihr Bild in der Seele der Priesterin. Sie ist bereit, für die Reinheit ihres Herzens und Gewissens sich und das Leben des Bruders zu opfern. Doch ihr Gottvertrauen wird herrlich belohnt. Thoas gewährt die Heimfahrt, der Fluch des Hauses ist gesühnt. — Die Gottesfurcht der Parzen gründet sich ausschliesslich auf die Erkenntniss von der Allmacht der Götter; die Götter sind den Parzen Naturgötter ohne Liebe und Gnade, darum ist ihre Gottesfurcht gepaart mit Unwillen und Grimm.

Die Gottesfurcht der Iphigenie gründet sich auf die Erkenntniss von der Heiligkeit der Götter; die Götter sind der Iphigenie sittliche Mächte voll Liebe und Gnade, darum ist ihre Gottesfurcht gepaart mit gläubigem Gehorsam und stiller Verehrung.

Die Gottesfurcht der Parzen kann den Zorn der Götter nicht wenden, die Gottesfurcht der Iphigenie wandelt Fluch in Segen.

Die Gottesfurcht der Iphigenie ist tiefer und wahrer; dies giebt der Dichter dadurch zu erkennen, dass sie den Sieg davon trägt.

Anton Jonas.

Jahresbericht

über

das Schuljahr von Ostern 1877 bis Ostern 1878.

A. Allgemeine Lehrverfassung.

Die Vertheilung der Pensen auf die einzelnen Classen war dieselbe wie im vorigen Jahrescursus, die Vertheilung der Lectionen unter die Lehrer geben die Tabellen am Schlusse des Programms an.

Gelesen wurde im Lateinischen in Ober-Prima: Cic. Tuscul II—V. Tacit. Ann. III, IV1c—30. Cic. pro imp. Cn. Pomp; Tuscul IV, 1—25. Horat. epp. I, 1—10. II. Repetition von Oden. — In Unter-Prima: Tuscul V. Tacit. ann. III. IV. Horat. od. I.—III. epod. (Auswahl). — In Ober-Secunda: Cic. in Verr. IV. Liv. VII und VIII (Auswahl). Cic. pro Archia, pro rege Deiotare, de imperio, pro Ligario. Liv. XXII. Verg. Aen. X—XII. — In Unter-Secunda: Liv. XXI. Cic. in Catil. I—III. Sall. bell. Jug. Cic. pro Ligario. Verg. Aen. I—III.

Im Griechischen in Ober-Prima: Soph. Oed. Col; Demosth. Philipp I. III. Thucyd. II, 34—46. Hom. Il. II—IV. VI. XII. XVI. — In Unter-Prima: Soph. Oed. rex; Plat. Euthyphr. Crito. Hom. Il. VI—XIII. — In Ober-Secunda: Lys. adv. Agor. Herod. VI. VII (Auswahl). Hom. Od. XIII—XVII. — In Unter-Secunda: Xenoph. Mem. I. Lys. or. 14. 22. 23. 25. Hom. Od. VII. VIII. I. II.

Im Französischen in Ober-Prima: Corneille Cid, Molière Le Bourgeois gentilhomme. — In Unter-Prima: Racine Athalie, Molière Précieuses ridicules. Molière Avare. — In Ober-Secunda: Ségur histoire de la grande armée I—II. — In Unter-Secunda: Aus Rollin Hommes illustres de l'antiquité und Voltaire Histoire de Charles XII.

Von den Abiturienten wurden zu Michaelis folgende Aufgaben bearbeitet: Deutscher Aufsatz — Beurtheilung des Sprichworts: Aller Anfang ist schwer. Lateinischer Aufsatz — Hannibal iusiurandum patri datum se perpetuum Romanorum hostem fore quanta fide servaverit. Mathematische Aufgabe — Michaelis 1877. 1. Ein Dreieck zu construiren, wenn gegeben sind das Verhältniss der Grundseite zur Höhe, einer der beiden Winkel an der Grundseite und der Flächenraum in Gestalt eines Quadrats. — 2. Die vier Punkte C, A, B, D liegen in dieser Reihenfolge auf einer Geraden, und zwar soll $AC = BD = a$ sein. Von irgend einem Punkte O aus hat man die Winkel $COA = \alpha$, $AOB = \beta$, $BOD = \gamma$ gemessen; man sucht die Länge x der Strecken AB, wenn $a = 1200$ Längeneinheiten, $\alpha = 36^0\,23'\,42{,}17''$; $\beta = 25^0\,40'\,53{,}23''$; $\gamma = 30^0\,12'\,7{,}06''$ — 3. Ein gleichseitiger Kegel und ein quadratischer Cylinder haben gleiche Höhe. Man sucht das Verhältniss der Oberflächen und das Verhältniss der Rauminhalte beider Körper. — 4. Eine Anleihe von 10 Millionen Mark zu 5 Procent soll in 50 Jahren amortisirt werden. Welche sich gleichbleibende, die jedesmaligen Zinsen mit enthaltende Summe ist jährlich zurückzuzahlen? Nebst Entwickelung der Formel.

Zu Ostern: Deutscher Aufsatz — Erklärung und Beurtheilung des Sprichwortes: Jeder ist seines Glückes Schmied. Lateinischer Aufsatz — Quibus causis factum sit, ut principatus Graeciae a Lacedaemoniis transferretur ad Athenienses. Mathematische Aufgaben — 1. Ein Dreieck aus zwei Winkeln und demjenigen Quadrat zu construiren, welchem die Summen der Quadrate der drei Seiten des Dreiecks gleich ist. — 2. Zu be-

weisen, dass der Halbmesser ϱ des innern Berührungskreises in einem Dreieck gleich ist 4 r sin $\frac{1}{2}\alpha$ sin $\frac{1}{2}\beta$ sin $\frac{1}{2}\gamma$, wo r den Halbmesser des umgeschriebenen Kreises bedeutet, und ϱ zu berechnen, wenn r = 105,625 m., $\alpha = 67^0\ 22'\ 48{,}48''$, $\beta = 53^0\ 7'\ 48{,}36''$, $\gamma = 59^0\ 29'\ 23{,}16''$. — 3. Der Halbmesser der kleinern Endfläche eines abgestumpften Kegels ist gleich dem grössern Abschnitt des stetig getheilten Halbmessers der grössern Endfläche. Wie verhält sich der Rauminhalt des abgestumpften Kegels zum Rauminhalt des Cylinders, welcher mit dem Kegel die grössere Endfläche und die Höhe gemein hat? — 4. Jemand versichert sein Leben im Anfang des 31. Jahres mit 40000 Mark gegen eine am Anfang jedes Jahres zu zahlende Prämie von 900 Mark und stirbt 56 Jahre alt. Wie viel hat die Bank gewonnen oder verloren, $4\frac{1}{2}$ Procent gerechnet?

B. Chronik.

Zu Ostern schied aus dem Collegium der Oberlehrer Dr. Pfundheller, weil er zum ersten Oberlehrer an der Realschule in Tarnowitz gewählt war. Derselbe war Lehrer des Gymnasiums seit seiner Gründung und schon vorher der noch combinirten Schule und hat seine Berufspflichten stets mit Treue und Gewissenhaftigkeit erfüllt, so dass ihm das Stadtgymnasium dafür zu Dank verpflichtet bleibt. Zu derselben Zeit ging der ordentliche Lehrer Hülsen von hier an das Sophiengymnasium in Berlin über, ein Lehrer, der sich durch besonderes Lehrgeschick und energische und doch wohlwollende Leitung seiner Schüler grosse Verdienste um dieselben erworben hat.

Die entstandenen Lücken wurden ausgefüllt durch Ascension (der erste ordentliche Lehrer Dr. Haag wurde Oberlehrer, der Hülfslehrer Modritzki ordentlicher Lehrer), durch die Anstellung des Dr. Schweppe und durch interimistische Verwaltung einer Hülfslehrerstelle von Seiten des Dr. Körber aus Breslau. (Karl Schweppe geb. 27. November 1847 zu Halle a/S., besuchte die dortige lateinische Hauptschule und die Thomasschule in Leipzig und studirte in Halle, Lausanne, Strassburg Philologie mit Bevorzugung der romanischen Sprachen. Das Examen pro facultate docendi legte er in Strassburg ab. Von Ostern 1875 bis Ostern 1877 als Probecandidat und Hülfslehrer war er an der städtischen Reallehranstalt hierselbst thätig. Am 11. April wurde er vereidigt. Im December wurde er in Rostock promovirt.) Den grösseren Theil des englischen Unterrichts, den der Oberlehrer Pfundheller ertheilt hatte, übernahm der ordentliche Lehrer an der hiesigen höheren Töchterschule Herr Schridde.

Die Sommerferien wurden mit Genehmigung des Königl. Provinzial-Schul-Collegiums um eine Woche verlängert, dafür die Herbstferien um eben so viel Zeit verkürzt, weil während des Sommers einige Lehrer theils durch Beurlaubung, um ihre angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, theils durch militärische Pflichten von der Schule fern gehalten waren. Während der so verlängerten Ferien wurden die Centralheizungsvorrichtungen aus dem Schulgebäude entfernt und überall Kachelöfen gesetzt.

Zu Michaelis verliess uns der Hülfslehrer Meyer, um in eine ord. Lehrerstelle in Schwetz einzutreten. Für die frische und erfolgreiche Thätigkeit, die er hier während eines Jahres gezeigt, sagt ihm die Schule aufrichtigen Dank.

Mit dem Anfang des Wintersemesters trat der für Mittelschulen geprüfte Lehrer Reimer ein. (Ernst Gustav Reimer, geb. 24. Decbr. 1850 zu Coblenz, Kreis Ueckermünde, besuchte das Seminar in Pölitz, bestand seine erste Lehrerprüfung im März 1871, die zweite im März 1873 und war zuletzt Lehrer an der Vorschule der hiesigen Reallehranstalt.) Zugleich begann der Cand. prob. Gaebel sein Probejahr und wurde mit der Verwaltung einer Hülfslehrerstelle beauftragt. (Georg Wilhelm Vertraugott Gaebel wurde am 13. Juli 1853 in Birnbaum, Pr. Posen, geboren, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und studirte dort von Ostern 1872—1876. Das Examen pro facultate docendi bestand er am 19. Juni 1877.)

Die Rede bei der Sedanfeier hielt der Oberlehrer Dr. Herbst, die bei der Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs im Jahre 1877 der ord. Lehrer Steffenhagen, im Jahre 1878 der ord. Lehrer Dr. Brunn.

Am 7. und 8. März nahm der Herr Geheime Regierungsrath Dr. Bonitz Kenntniss von den Leistungen und den Einrichtungen des Gymnasiums.

Vor dem mündlichen Abiturientenexamen des Ostertermins trat der Oberlehrer Dr. Calebow, um seine von neuem wieder sehr angegriffene Gesundheit in südlicherer Gegend zu kräftigen, einen Urlaub bis Michaelis dieses Jahres an.

Während des Winters wurden zum Besten der Wittwenkasse in der Aula Vorträge gehalten vom Oberl. Dr. Herbst (Ueber die Gracchen), vom Unterzeichneten (Ein vergessenes Gedicht — Felix Dahns Harald und Theano —), vom ord. Lehrer an der hiesigen höheren Töchterschule und Lehrer des Englischen am Stadtgymnasium Schridde (Ueber Brücke und Fährmann in der Sage), vom Oberl. Dr. Haag (Ueber die Dichtungen eines neuesten Sängers — Julius Wolff), vom ord. Lehrer Dr. Schweppe (Die Troubadours und ihre Poesie), vom ord. Lehrer Dr. Rühl (Ueber die Orestie des Aeschylus).

Durch den Tod hat das Gymnasium verloren den Quartaner Arthur Meister, den Quintaner Walter Ide, die Sextaner Franz Rosenstein und Hans Jödecke, den Vorschüler Gustav Aronsohn. Die Schule nahm aufrichtigen Antheil an dem schweren Verlust, der die Eltern betroffen hat.

Die Abiturientenprüfungen wurden am 24. September 1877 und am 20. März 1878 unter dem Vorsitz des Herrn Geheimen Regierungsraths Dr. Wehrmann abgehalten. Im ersten Termin wurden von sieben Abiturienten sechs für reif erklärt, zwei (Crüger und Koch) unter Dispensation von der mündlichen Prüfung. Im zweiten Termin wurde allen elf Abiturienten die Reife zugesprochen, einer (Zelter) dispensirt.

Bei der Entlassung der Abiturienten am 29. September sprach Koch deutsch über den Charakter des Neoptolemus im sophokleischen Philoktet, am 1. April Graffunder lateinisch über das Thema: Per aspera ad astra, Zelter deutsch über den Ausspruch Schillers: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

C. Verfügungen der Behörden von allgemeinerem Interesse.

Aus einem Rescript des Königl. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten vom 29. Mai 1877, mitgetheilt durch das Königl. Provinzial-Schul-Collegium unter dem 5. Juni 1877:

Es ist zu fordern, dass die Zuerkennung des militairischen Befähigungs-Zeugnisses mit derselben Strenge und nach denselben Grundsätzen erfolge, nach welchen über die Versetzung der Schüler in die höhere Klasse, bezw. Abtheilung einer Klasse entschieden wird. Es sind dabei fortan folgende Bestimmungen einzuhalten:

Der Beschluss über Zuerkennung des militairischen Qualifications-Zeugnisses darf nicht früher gefasst werden, als in dem Monate, in welchem der einjährige Besuch der zweiten bezw. der ersten Klasse der betreffenden Schule abgeschlossen wird.

In der Konferenzberathung über die Zuerkennung des Qualifications-Zeugnisses haben alle beim Unterrichte des Bewerbers um das Zeugniss betheiligten Lehrer ihr Votum abzugeben. Für die daraus zu ziehende Entscheidung über die Zuerkennung sind dieselben Grundsätze einzuhalten, welche für die Versetzung in eine höhere Klasse in Geltung sind.

Bei denjenigen Schülern, welche die Schule bis zu ihrem Abschlusse oder jedenfalls über die Stelle hinaus, von welcher das Militairzeugniss erreichbar ist, besuchen, tritt die Gefahr nicht ein, dass die Rücksicht auf das Gesuch um das Qualificationszeugniss zu einer Nachsicht in der Beurtheilung veranlasse. Dadurch, dass einem Schüler in der Versetzungsconferenz die Versetzung in die, über den Zeitpunkt des Militairzeugnisses nächst höhere Klasse, bezw. Klassenabtheilung, bedingungslos zuerkannt ist, wird demselben, ohne dass es dazu noch eines besonderen Beschlusses bedürfte, zugleich das militairische Qualificationszeugniss zuerkannt. Dasselbe ist von jetzt an den auf der Schule verbleibenden Schülern zugleich mit dem Schulzeugnisse auszustellen und einzuhändigen. Die Inhaber eines solchen Qualificationszeugnisses bedürfen bei einer erst später eintretenden Anwendung dieses Zeugnisses nur noch einer Bescheinigung des Directors über ihre sittliche Führung in der dazwischen liegenden Zeit.

D. Verzeichniss der gegenwärtigen Schüler nach der Rangordnung der Weihnachtscensur.

Ober-Prima
(nach Entlassung der elf Abiturienten).

1. Gustav Kühne.
2. Adolf Springborn.
3. Hans Röber.

Unter-Prima.

1. Max Friedrichs.
2. Conrad Polzenhagen.
3. Erich Luther.
4. Georg Hecker,
5. Ernst Wegener.
6. Friedrich Dennert.
7. Paul Platz.
8. Otto Kühnemann.
9. Franz Jörich.
10. Johannes Agahd.
11. David Naumann.
12. Karl Kopp.
13. Bruno Hildebrandt.
14. Max Oelschläger.
15. Ernst Lemke.
16. Johannes Schön.
17. Erich Dreger.
18. Richard Wiesenewsky.

Ober-Secunda.

1. Ewald Wellmann.
2. Otto Wöhlermann.
3. Ernst Rabbow.
4. Karl Homann.
5. Theodor Wellmann.
6. Paul Hönicke.
7. Reinhart Degner.
8. Karl Junghans.
9. Max Schwarz.
10. Otto Sievert.
11. Gottfried Bock.
12. Emil Wolff.
13. Ulrich Wilcken.
14. Cay Ivers.
15. Karl Rollin.
16. Bruno Timm.

Unter-Secunda.

1. Wilhelm Marquardt.
2. Max Wellmann.
3. Max Birkenfeldt.
4. Rudolf Baller.
5. Rudolf Zelter.
6. Fritz Knüppel.
7. Victor Schmidt.
8. Johannes Strelow.
9. Max Giesebrecht.
10. Wilhelm Pretzell.
11. Edmund Holtz.
12. Karl Retzlaff.
13. Oswald Magunna.
14. Johannes Wex.
15. Walther v. Petersdorff.
16. August Homann.
17. Ludwig Holtz.
18. William Reid.
19. Günther Weiss.
20. Franz Rudolph.
21. Rudolf Müller.
22. Otto Pieschel.
23. Georg Kägler.
24. Eberhard Wolff.
25. Albert Oestreich.
26. Heinrich Kent.
27. Max Reichert.
28. Georg Sabatzky.
29. Arnold Schreckhase.
30. Wilhelm Berent.
31. Hans Freise.
32. Karl Reimarus.
33. Walther v. Schaper.

Ober-Tertia.

1. Paul Karge.
2. Georg Leistner.
3. Paul Jordan.
4. Wilhelm Hartwig.
5. Johannes Dupke.
6. Emil Dörstling.
7. Ernst Meyer.
8. Richard Wolff.
9. Alfred Hirsch.
10. Georg Stamper.
11. Karl Koch.
12. Ernst Müller.
13. Adolf Lippelt.
14. Erich Bethe.
15. Franz Möller.
16. Adolf Mecke.
17. Eduard Glahn.
18. Wilhelm Meister.
19. Hermann Strömer.
20. Otto Lopitzsch.
21. Ernst Retzlaff.
22. Hans Przewisinski.
23. Gustav Schwarzwäller.
24. Max Hecht.
25. Paul Viebke.
26. Richard Hirsch.
27. Ernst v. d. Nahmer.
28. Otto Jaenisch.
29. Adolf Niemann.
30. Karl Johannis.
31. Otto Kern.
32. Paul Schubbert.
33. Rudolf Kanzow.
34. Sigmund Marcuse.
35. Adolf Bluth.
36. Paul Meister.
37. Charles de la Frémoire.
38. Max Wolff.
39. Ernst Ascher.
40. Richard Bock.
41. Ernst Schön.
42. Walther Darkow.
43. Hugo Wolff.

Unter-Tertia.

1. Wilhelm Rose.
2. Reinhold Agahd.
3. Gerhard Wex.
4. Paul Orlovius.
5. Paul Aren.
6. Otto Nernst.
7. Ludwig Friedeberg.
8. Franz Mesterknecht.
9. Fritz Lippold.
10. Georg Lichtheim.
11. Carl Frank.
12. Wilhelm Löwinsohn.
13. Wilhelm Kubick.
14. Hans Hofrichter.
15. Walther Gräwe.
16. Eugen Schubbert.
17. Erich Braun.
18. Erich Prager.
19. Alexander Guttenberg.
20. Richard Mentz.
21. Georg Schwarze.
22. Hans Flies.
23. Kuno Ruth.
24. Max Küster I.
25. Carl Samuel.
26. Ernst St. Blanquart.
27. Ernst Clément.
28. Benno Marcuse.
29. Benno Mühlenthal.
30. Carl Hartmann.
31. Richard Schneider.
32. Paul Schulz I.
33. Hans Wichards.
34. Hans Homeyer.
35. Alfred Ehrenberg.
36. Fritz Junghans.
37. Edgar Apolant.
38. Peter Ivers.
39. Albert Hasseier.
40. Carl Mewes.
41. Richard Nicol.
42. Paul Hasse.
43. Fritz Lübcke.
44. Alex. Grotjohann.
45. Clarence Schultz II.
46. Ernst Schünemann.
47. Max v. Podewils.
48. Benno Goldstein.
49. Otto Zitzke.
50. Max Dümmel.
51. Max Neumann.
52. Christian Radmann.
53. Gerhard Küster II.
54. Barny Bowmann.
55. Wilhelm Lembcke.
56. Paul Dummer.
57. Max Haslinger.
58. Richard Mäder.
59. Fritz Manasse.

Ober-Quarta.

1. Johannes Zaar.
2. Karl Knüppel.
3. Emil Koch.
4. Ernst Brunkow.
5. Martin Loeck.
6. Johannes Zimmermann.
7. Oskar Zipperling.
8. Georg Ehrlich.
9. Heinrich Herrmann.
10. Arthur Knepel.
11. Emil Baller.
12. Richard Hansmann.
13. Albert Haase.
14. Ernst Hofrichter.
15. Georg Lehmann.
16. Gustav Ebner.
17. Arthur Brausewetter.
18. Oskar Leopold.
19. Albert Goehtz.
20. Lutz v. Wangenheim.
21. Gustav Schönfelder.
22. Paul Tieck.
23. Paul Bütow.
24. Oskar Roll.
25. Johannes Redlin.
26. Franz Nagel.
27. Sigurd Tresselt.
28. Erwin Borck.
29. Johannes Krösing.
30. Johannes Thiede.
31. Franz Witte.
32. Louis Groth.
33. Karl Borchard.
34. Georg Schau.
35. Max Walter.
36. Robert Selle.
37. Karl Kannenberg.
38. Paul Toepfer.
39. Richard Kannengiesser.
40. Georg Foss.
41. Otto Hecht.

Unter-Quarta.

1. Albert Hildebrandt.
2. Georg Brock.
3. Arthur Krohn.
4. Carl Bétac.

5. Georg Hansmann.
6. Friedrich Vent.
7. Max Buchholz.
8. Hugo Benade.
9. Max Boldt.
10. Paul Oelschläger.
11. Waldemar Schirks.
12. Anton Voigt.
13. Ludwig Berg.
14. Otto Reinecke.
15. Max Kern.
16. Carl Vent.
17. Georg Samuel.
18. Wolfgang v. d. Wense.
19. Theodor Waage.
20. Ernst Lehmann.
21. Richard Rosenstein.
22. Rudolf Horn.
23. Martin Lieckfeld.
24. Franz Foss.
25. Alfred Apolant.
26. Friedrich Metzel.
27. Georg Friederici.
28. Richard Wolff.
29. Tobias Hirsch.
30. Martin Liebert.
31. Leo Nöthling.
32. Carl Boden.
33. Waldemar Milentz.
34. Martin Bethe.
35. Emil Schroeder.

Ober-Quinta.

1. Hermann Schwartz.
2. Paul Sperling.
3. Hermann Reinsch.
4. Richard Gollmer.
5. Carl Köhn.
6. Otto Kannengiesser.
7. Paul Zipperling.
8. Franz Schmidt.
9. Ernst Geiger.
10. Walter Mentz.
11. Erhard Horn.
12. August Krenzin.
13. Hans Tavernier.
14. Hans Cuno.
15. Adolf Freitag.
16. Carl Maass.
17. Sigismund Noack.
18. Salli Wittstock.
19. Paul Saunier.
20. Otto Range.
21. Richard Perrey.
22. Salomon Kurnik.
23. Martin Wellmann.
24. Max Thym.
25. Georg Kanzow.
26. Emil Ebert.
27. Otto Gerischer.
28. Arthur Klettner.
29. Jacob Brock.
30. Louis Boldt.
31. Friede v. Wangenheim.
32. Franz Hilberling.
33. Rudolf Eilert.
34. Carl Hirsekorn.
35. Arthur Süsskind.

Unter-Quinta.

1. Paul Rabbow.
2. Fedor Adrian.
3. Ernst Wolff I.
4. Walter Fraude.
5. Waldemar Rosenow.
6. Paul Cohnheim II.
7. Walter Stephan.
8. Richard Brausewetter I.
9. Richard Hannemann.
10. Herrmann Gaedeke.
11. Ernst Toepfer.
12. Paul Müller.
13. Franz Dummer.
14. Werner Eichstädt.
15. Eugen Wolter.
16. Georg Horn.
17. Paul Gadebusch.
18. Paul Saehrendt.
19. Adolf Cohnheim I.
20. Walter Zühlke.
21. Eduard Gersdorf.
22. Franz Piest.
23. Helmuth Friedeberg.
24. Rudolf Krösing.
25. Max Brausewetter II.
26. Franz Ludewig.
27. Paul Kujath.
28. Max Hildebrandt.
29. Ludwig Wehr
30. Paul Goehtz.
31. Paul Prager.
32. Christian Herbst.
33. Richard Krieger.
34. Georg Schroeder.
35. Eugen Fouquet.
36. Ernst Wolff III.
37. Georg Wolff IV.
38. Wilhelm Noack.
39. Hugo Schocher.
40. Victor Graewe.
41. Paul Wolff II.
42. Edwin Schultz.
43. Walter Spaethen.
44. Richard Schmidt.
45. Karl Fischer.
46. Erich v. Wangenheim.
47. Wilhelm Dresel.
48. Richard Metz.
49. Walter Krüger.

Ober-Sexta.

1. Heinrich Sydow II.
2. Gustav Klitscher.
3. Ernst Mentzel.
4. Ernst Keiler.
5. Walter Metz.
6. Walter Kettner.
7. Egon Schirks.
8. Georg Kniep.
9. Hans Ehrlich.
10. David Sarason.
11. Herrmann Ehrke.
12. Johannes Brüssow.
13. Otto Schreckhaase.
14. Richard v. Loeben.
15. Hans Schroeder.
16. Clemens Schmidt I.
17. Leo Benade.
18. Ernst Klettner.
19. Gustav Busse.
20. Wilhelm Wendlandt.
21. Ernst Reiche.
22. Artur Niccl.
23. Eduard Most.
24. Otto Ludewig.
25. Willy Dietze.
26. Willy Waldow.
27. Alfred Cottrelly.
28. Artur Rose.
29. Franz Geissler.
30. Alfred Sydow I.
31. Georg Schmidt II.
32. Johannes Ahle.
33. Paul Krappe.
34. Hans Wenderich.
35. Rudolf Töpfer.

Unter-Sexta.

1. Julius Cohn.
2. Waldem. Pietschmann.
3. Wilhelm Radtke.
4. Julius Rose.
5. Paul Kruschewsky.
6. Richard Bötzow.
7. Wilhelm Milentz.
8. Paul Eberhard.
9. Heinrich Homann.
10. Otto Ehrlich.
11. Julius Benade.
12. August Graewe.
13. Rudolf Krahnstöver.
14. Egbert Weiss.
15. Albert Fouquet.
16. Rudolf Hotopf.
17. Hermann Boldt.
18. Paul Krüger.
19. Kurt Orlovius.
20. Leopold Stadthagen.
21. Walter Schmeichel.
22. Kurt Krasting.
23. Paul König.
24. Max Kamrath.
25. Karl Göttig.
26. Oskar Krieger.
27. Johannes Gaecke.
28. Adolf Vierow.
29. Walter Koebcke.
30. Konrad Schröder.
31. Alfred Prager.
32. Ernst Lenz.
33. Christoph Voigt.
34. Waldemar Kniep.
35. Ernst Ziemke.
36. Hugo Hintz.
37. Hugo Wolffenberg.
38. Karl Sperling.
39. Hermann Bornemann.
40. Georg Mäder.
41. Henry Zingler.

I. Vorschulklasse.

I. Abtheilung.

1. Bernhard Meister.
2. Ernst Wiemann.
3. Arnold Rohde.
4. Fritz von Kesslern.
5. Hermann Metzmacher.
6. Hermann Braun.
7. Hans Lange.
8. Walter Kuhn.
9. Georg Cohn.
10. Hans Rabbow.
11. Fritz Krantz.
12. Carl Bethe.
13. Fritz Haker.
14. Adolph Westphalen.
15. Georg Gollop.
16. Willy Boden.
17. Bruno Joseph.
18. Wilhelm Bruger.
19. Hermann Lipschütz.
20. Reinhard Kühnemann.
21. Hugo Saalfeld.
22. Paul Dümmel.
23. Sigwald Tresselt.
24. Max Thom.
25. Fritz v. Fehrentheil.
26. Samuel Flatow.
27. Eugen Toepfer.
28. Richard Kannenberg.
29. Franz Wolff.
30. Max Völker.
31. Martin Brock.
32. Hans Geiseler.
33. Adolph Frankenstein.
34. Max Müller.

II. Abtheilung.

35. Friedrich Meister.
36. Paul Schmidt.
37. Georg Weise.
38. Hans Witte.
39. Walter Stolle.
40. Erich Brust.
41. Wilhelm Geiger.
42. Wilhelm v. Haselberg.
43. Max Orlovius.
44. Curt Eckert.
45. Fritz Boden.
46. Hermann Henschel.
47. Georg Krüger.
48. Carl Schultz.
49. Fritz Petersen.

50. Heinz v. Wangenheim.
51. Max Geissler.
52. Wilhelm Döring.
53. Max Bauer.
54. Erich Hasselbach.
55. Georg Falkenstein.
56. Carl Sass.
57. Carl Pöppel.
58. Georg Körnke.

II. Vorschulklasse.

I. Abtheilung.

1. Albert Burscher.
2. Conrad Strömer.
3. Paul Kamrath.
4. Leopold Sarason.
5. Georg Schmah.
6. Waldemar Kowalsky.
7. Friedrich Berg.
8. Willy Franke.
9. Eduard Hirsch.
10. Fritz Wöller.
11. Franz Budde.
12. Julius Saalfeld.
13. Carl Anderson.
13. Arthur Brandt.
15. Ernst Pöppel.
16. Erich Friedeberg.
17. Emil Lehmann.
18. Walter Krösing.
19. Wilhelm v. Borcke.
20. Wilhelm Bötzow.
21. Albert Wernicke.
22. Conrad Albrecht.
23. Leo Wolff.
24. Ernst v. Webern.
25. Erwin v. Heemskerck.
26. Edmund Grunwald.
27. Georg Giese.
28. Johannes Mäder.
29. Franz Rutkowski.
30. Max Rodemann.
31. Fritz Boldt.
32. Max Karow.
33. Carl Staeker.
34. Johannes Höpping.

II. Abtheilung.

35. Willy Külzow.
36. Julius Beutler.
37. Otto Schöneberg.
38. Ernst Samuel.
39. Max Feiler.
40. Max Berg.
41. Georg Schober.
42. Hans Wellmann.
43. Willy Ganske.
44. Paul Petersen.
45. Reinold Kern.
46. Carl Cohn.
47. Max Westphalen.
48. Bruno Müller.
49. Reinhard Mäder.
50. Hans v. Priesdorff.
51. Otto v. Schaper.
52. Erich Schimmelpfennig.
53. Normann Schultz.
54. Otto Jantzen.
55. Ernst Nieke.
56. Oscar Rühl.
57. Max Krotoschin.

III. Vorschulklasse.

1. Hans Böhm.
2. Georg Pöppel.
3. Carl Schröder (I).
4. Willy Krantz.
5. Carl Lampe.
6. Max Schröder (II).
7. Friedrich Döring.
8. Ulrich Triest.
9. Ernst Brust.
10. Bruno Wolff.
11. Emil Wagner.
12. Max Wehr.
13. Ludwig Joseph.
14. Alfred Salvesen.
15. Paul Lübcke.
16. Friedrich Eckert.
17. Friedrich Arnold.
18. Hermann Herotizky.
19. Ernst Wilke.
20. Edgard Felsch.
21. Julius Schacht.
22. Emil Dresdner.
23. Herman Brunkow.
24. Arnold Boldt.
25. Johannes Hildebrand.
26. Fritz von Lehsten.

E. Lehrapparat.

Für die Bibliothek wurden angeschafft: 1. Zeitschrift Hermes für klassische Philologie, Bd. 12. — 2. Philologus, Bd. 35. — 3. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, Jahrg. 1877. — 4. Zeitschrift für Gymnasialwesen, 1877. — 5. Centralblatt für das Unterrichtswesen, 1877. — 6. Zarncke, literarisches Centralblatt, 1877. — 7. Zeitschrift für wissenschaftliche Philosophie, Jahrg. 1. — 8. Gerono, annales de mathématiques, 1877. — 9. Philosophische Bibliothek, die Fortsetzungen. — 10. Allgemeine Deutsche Biographie, die Fortsetzungen. — 11. Der deutsch-französische Krieg, Generalstabswerk, Fortsetzung. — 12. Ranke, Werke, die Fortsetzungen. — 13. Grimm, deutsches Wörterbuch, die Fortsetzungen. — 14. v. Spruner, historischer Atlas, die Fortsetzungen. — 15. Gretschel, Jahrbuch der Erfindungen, 1877. — 16. Brehm, Thierleben, soviel bis jetzt erschienen. — 17. Marquardt, römische Staatsverwaltung. — 18. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. — 19. Newton, arithmetica universalis. — 20. Newton, principia. — 21. Duncker, Geschichte des Alterthums, Bd. 4. — 22. Haym, die romantische Schule. — 23. Homeri Ilias, ed. La Roche. — 24. Dasselbe, Schul-Ausgabe. — 25. Ebers, Aegypten und die Bücher Mosis. — 26. Bobertag, Geschichte des Romans. — 27. Feller, Vorträge und Abhandlungen, erste Sammlung. — 28. Droysen, Geschichte Alexanders des Grossen. — 29. Hankel, Entwickelung der Mathematik. — 30. Draeger, histor. Syntax der lateinischen Sprache, Bd. 4. — 31. Diogenes Laertius, Pariser Ausgabe. — 32. Scherer, Anfänge des deutschen Prosaromans. — 33. Opel und Cohn, der dreissigjährige Krieg. — 34. Livius, ed. Weissenborn, tom. 1. Sechs Exemplare. — 35. Sachs Dictionnaire. — 36. Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsass. — 37. Tilmanns, Commentar zu Thucydides Reden. — 38. Cicero de oratore, ed. Piderit. — 39. Seyffert scholae latinae. — 40. Brambach, die sophokleischen Gesänge. — 41. Ciceronis orator, ed. Piderit. — 42. Wecklein, Sophokles Antigone, Oedipus, Tyrannus, Electra. — 43. Muff, chorische Technik des Sophokles. — 44. Feller, Vorträge und Abhandlungen, zweite Sammlung. — 45. Homeri Ilias, ed. Ameis, nebst Anhang. — 46. Xenophons Cyropaedie von Hertlein. — 47. Henkel, Vorlesungen über die complexen Zahlen. — 48. Tait, Vorlesungen über einige neuere Fortschritte der Naturwissenschaft. — 49. Schrader, Lehrbuch der Planimetrie. — 50. Hugenii opera varia. — 51. Helmes, Elementarmathematik. — 52. Salmon, Kegelschnitte. — 53. Durège, ebene Curven dritter Ordnung.

An Geschenken sind eingegangen:

Von der Gesellschaft für Pommersche Alterthumskunde: Baltische Studien, Jahrgang 28, Heft 1, 2.

Von der Weidmannschen Buchhandlung zu Berlin: Steinmeyer Zeitschrift für deutsches Alterthum; neue Folge, Bd. 9.

Für diese Geschenke sagt der Unterzeichnete im Namen des Gymnasiums auch hier seinen Dank.

Für den physikalischen Apparat sind angeschafft worden: 1. eine starke Chromsäure-Batterie. — 2. Ein Wasserzersetzungsapparat nach Hofmann.

F. Statistische Uebersicht.

Anfangs-Frequenz im Sommersemester 1877 im Gymnasium: 423.

Ia.	Ib.	IIa.	IIb.	IIIa.	IIIb.	IVa.	IVb.	Va.	Vb.	VIa.	VIb.
17	16	23	35	39	54	45	45	26	48	39	36

in der Vorschule: 145.

I.	II.	III.
59	60	26

Anfangsfrequenz im Wintersemester 1877—78 im Gymnasium: 429.

Ia.	Ib.	IIa.	IIb.	IIIa.	IIIb.	IVa.	IVb.	Va.	Vb.	VIa.	VIb.
14	15	17	38	47	59	42	36	35	49	37	40

in der Vorschule: 141.

I.	II.	III.
57	58	26

Zu Michaelis vorigen Jahres wurden folgende Schüler nach bestandener Prüfung mit dem Zeugniss der Reife entlassen:

1. Friedrich Wilhelm Fleischer, geb. 5. September 1859, 6½ Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima (Jurisprudenz in Breslau).
2. Paul Georg Albert Crüger, geb. 27. März 1860, 6 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima (Militär).
3. Hans Paul Richard Koch, geb. 14. Mai 1858, 5½ Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima (Philologie in Leipzig).
4. Karl Julius Kühne, geb. 5. October 1858, 6½ Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima (Bauakademie in München).
5. Heinrich Wilhelm Pabst, geboren 20. September 1859, 6½ Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima (Medicin in Halle a. S.).
6. Paul Otto Erdmann Jaenisch, geb. 27. September 1857, 6½ Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima (Philologie).

Desgleichen zu Ostern dieses Jahres:

1. Paul Leonhard Wilhelm Graffunder, geboren 26. April 1857 in Pielburg bei Neustettin, 1 Jahr auf dem Gymnasium, 1 Jahr in Prima, will in Leipzig Philologie studiren.
2. Karl Friedrich Georg Zelter, geboren 28. März 1860 in Neuhaus bei Greifenhagen, 6¾ Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima, will in Zürich Jurisprudenz studiren.
3. Ludwig Wilhelm Gotttrau Runze, geb. 18. April 1859 in Woltersdorf bei Greifenhagen, 7 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima, will in Greifswald Theologie studiren.
4. Georg Ernst Ferdinand Borchardi, geboren 15. Februar 1858 in Barnims-Kunow, Kreis Pyritz, 4½ Jahr auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima, will in Greifswald Medicin studiren.

5. Max Bernhard Theodor Wandel, geboren 20. August 1858 in Gusow bei Warschau, 7 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima, will in Breslau Jurisprudenz studiren.

6. Ernst Wilhelm Robert Henning, geboren 29. Januar 1861 in Gartz a. O., 2 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima, will in Tübingen Jurisprudenz studiren.

7. Richard Karl Bueck, geboren 6. September 1858 in Greifenhagen, 7 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima, will auf der Bauakademie in Berlin studiren.

8. Karl Hermann Wilhelm Bötzow, geboren 22. November 1858 in Stettin, 3 Jahre auf dem Gymnasium, $2^1/_2$ Jahre in Prima, will in Tübingen Jurisprudenz studiren.

9. Friedrich Wilhelm Albert Flogertzy, geboren 3. März 1858 in Greifenhagen, 7 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima, will in Tübingen Jurisprudenz studiren.

10. Julius Munter, geboren 21. Juli 1858 in Pinne bei Posen, 7 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima, will in Berlin Medizin studiren.

11. Christian Friedrich Heinrich Reinke, geboren 12. Juli in Marwitz bei Fiddichow, 2 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in Prima, will zumPostfach übergehen.

Stettin, 3. April 1878.

Prof. **Franz Kern,**
Director des Stadtgymnasiums.

Vertheilung der Lectionen unter die Lehrer im Sommersemester 1877.

	Ordin. von	Ia.	Ib.	IIa.	IIb.	IIIa.	IIIb.	IVa.	IVb.	Va.	Vb.	VIa.	VIb.	Vorschule 1	2	3	
Director Prof. F. Kern		6Griech. 3 Dtsch.															9
Prof. Dr. Junghans		4 Math. 2 Phys.	4 Math. 2 Phys.	4 Math. 2 Phys.													17
Oberl. Dr. Jonas	IIb.	2 Rel. 2 Hebr.	2 Rel. 3 Dtsch.	2 Rel. 2 Hebr.	8 Lat. 2 Rel.												21
Oberl. Dr. Calebow	Ia.	6 Lat.	6Griech. 2 Hor.			2 Franz.											16
Oberl. Dr. Herbst	Ib.	1 Hor.	6 Lat.	6Griech. 2 Dtsch.			2 Rel. 2 Franz.										20
Oberl. Dr. Eckert	IIa.			10 Lat.	6Griech.	2 Rel. 2 Ovid											20
Oberl. Dr. Haag	IIIa.			3 Gesch.	3 Gesch. 2 Dtsch.	8 Lat. 6Griech.											22
Ord. L. Dr. Blümcke	IIIb.	3 Gesch.	3 Gesch.				10 Lat. 2 Dtsch.	3 Gesch.									21
Ord. L. Dr. Rühl	IVa.				2 Verg.	2 Dtsch.	6Griech.	10 Lat. 2 Rel.									22, dazu Turnen.
Ord. L. Steffenhagen					4 Math. 1 Phys.	4 Math. 1 Natg.	4 Math. 3 Gesch. 1 Natg.			2 Geogr.							20
Ord. L. Dr. Brunn	IVb.					3 Gesch.			10 Lat. 2 Rel. 2 Dtsch. 6Griech.								23
Ord. L. Jahr	Vb.							2 Dtsch.	3 Gesch.		10 Lat. 3 Rel. 2 Dtsch.						20
Ord. L. Dr. Schweppe	VIa.	2 Franz.	2 Franz.	2 Franz.	2 Franz.							10 Lat. 2 Dtsch. 3 Rel.					23, dazu Engl. III
Ord. L. Modritzky	Va.							6Griech. 2 Franz.		10 Lat. 3 Rel. 2 Dtsch.	2 Geogr.						25
Hülfsl. Meyer								3 Math.	3 Math. 2 Franz.	3Rechn. 3 Franz.	3 Franz.	3 Geogr.					20, dazu Turnen.
Dr. Körber	VIb.												10 Lat. 2 Dtsch. 3 Rel. 3 Geogr.				18
Musikdir. Dr. Lorenz								1 Singen	1 Singen	1 Singen	1 Singen						4, dazu 2Chorst.
Maler Kugelmann								2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.				12, dazu 2 facult. Zchst.
Dr. Heidenhain										2 Natg.	2 Natg.						4
Ord. L. Schridde		Classe I und II Englisch.															4
Lehrer Brust	1									2 Schrb.	3 Rchn.		3 Schrb. 4Rechn.	16			28
Lehrer Ganske	2										2 Schrb.	4Rechn. 3 Schrb. 1Singen	1Singen		17		28
Lehrer Treu	3													6	4	18	28

Vertheilung der Lectionen unter die Lehrer im Wintersemester 1877/78.

	Ordin. von	Ia.	Ib.	IIa.	IIb.	IIIa.	IIIb.	IVa.	IVb.	Va.	Vb.	VIa.	VIb.	Vorschule 1	2	3	
Director Prof. F. Kern		6 Griech. 1 Log.	3 Dtsch.						2 Lat.								12
Prof. Dr. Junghans		4 Math. 2 Phys.	4 Math. 2 Phys.	4 Math. 1 Phys.	1 Phys.												18
Oberl. Dr. Jonas	IIb.	2 Rel. 2 Dtsch. 2 Hebr.	2 Rel.	2 Rel. 2 Hebr.	2 Rel. 8 Lat.												22
Oberl. Dr. Calebow	Ia.	6 Lat.	6 Griech. 2 Hor.			2 Franz.											16
Oberl. Dr. Herbst	Ib.	2 Hor.	6 Lat.	6 Griech. 2 Dtsch.			2 Rel.										18
Oberl. Dr. Eckert	IIa.			10 Lat.	6 Griech. 2 Verg.	2 Rel.											20
Oberl. Dr. Haag	IIIa.			3 Gesch.		8 Lat. 6 Griech. 2 Gesch.											20
Ord. L. Dr. Blümcke	IIIb.	3 Gesch.	3 Gesch.				10 Lat. 2 Dtsch.	3 Gesch.									21
Ord. L. Dr. Rühl	IVb.				2 Dtsch. 3 Gesch.		6 Griech.		8 Lat. 2 Rel.								21, dazu Turnen.
Ord. L. Steffenhagen					4 Math.	4 Math. 1 Natg.	4 Math. 1 Natg.		3 Gesch.		3 Franz.						20
Ord. L. Dr. Brunn	IVa.						3 Gesch.	10 Lat. 2 Rel. 6 Griech. 2 Franz.									23
Ord. L. Jahr	Va.								6 Griech. 2 Dtsch.	10 Lat. 3 Rel. 2 Dtsch.							23
Ord. L. Dr. Schweppe	Vb.	2 Franz.	2 Franz.	2 Franz.							19 Lat. 3 Rel. 2 Dtsch.						21, dazu Engl. III
Ord. L. Modritzki	VIa.				2 Franz.		2 Franz.		2 Franz.	3 Franz.	2 Geogr.	10 Lat. 2 Dtsch.					23
Lehrer Reimer								3 Math.	3 Math.	2 Geogr. 3 Rechn.		2 Geogr. 3 Rel. 2 Natg.	2 Geogr. 2 Natg.				22, dazu Turnen.
Hülfsl. Gäbel	VIb.					2 Dtsch. 2 Ovid		2 Dtsch.					10 Lat. 2 Dtsch. 3 Rel.				21
Musikdir. Dr. Lorenz								1 Singen	1 Singen	1 Singen	1 Singen						4, dazu 2 Chorstunden
Maler Kugelmann								2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.				12, dazu 2 facult. Zchst.
Dr. Heidenhain										2 Natg.	2 Natg.						4
Ord. L. Schridde		Classe I und II Englisch.															4
Lehrer Brust	1									2 Schrb.	3 Rechn.		3 Schrb. 4 Rechn.	16			28
Lehrer Ganske	2										2 Schrb.	4 Rechn. 3 Schrb. 1 Singen	1 Singen		17		28
Lehrer Treu	3													6	4	18	28

